

## 2 Biographien in Diskursen – Diskurse in Biographien

Im folgenden Kapitel soll auf die fruchtbare Verbindung der diskurstheoretischen mit der biographietheoretischen Perspektive eingegangen werden, allerdings nicht mit dem Ziel, die in den letzten Jahren geführte methodologische Diskussion nachzuzeichnen (vgl. dazu Keller 2008; 2004; Keller et al. 2001; Bührmann/Schneider 2008), sondern um meine Fragestellung und empirische Forschung in die theoretische Verbindung beider Perspektiven einzubetten. Damit werden jene Überlegungen expliziert, die ein Modell der sozialen Wirklichkeit entwerfen, das auch eine Perspektive darauf vorstellig werden lässt, wie die soziale Wirklichkeit „prinzipiell erforschbar ist und wie nicht“ (Diaz-Bone 2005, Abs. 5). Da eine Verbindung beider Perspektiven erst seit einigen Jahren diskutiert wird, beschränkt sich die Auseinandersetzung auf die wenigen Autor/innen, die neben methodologischen Überlegungen vor allem auch empirische Untersuchungen vorlegten.<sup>4</sup> Alle Arbeiten verbindet ein Moment, das auch auf den Gewinn verweist, wenn beide Perspektiven miteinander verbunden werden und den Blick auf den Untersuchungsgegenstand strukturieren: Die Hereinnahme subjektiver Aneignungsformen von Diskursen über biographische Strukturen; also die Frage, wie in diskursiven Regimen subjektiver Sinn produziert und angeeignet wird. Aber auch hinsichtlich der Frage, in welche diskursiven und damit gesellschaftlichen Gesamtkontexte Biographien eingebettet sind, innerhalb derer sie sich ausbilden. Diese Aspekte werden zu Beginn des Kapitels thematisiert. Daran schließen Überlegungen zur Biographieforschung als Wissenschaft an. Denn nicht nur hinsichtlich der unmittelbaren Erforschung biographischer Verläufe bedeutet eine diskurstheoretische Perspektive eine gewinnbringende Erweiterung, sondern auch für den Erkenntnisprozess der Biographieforschung<sup>5</sup> selbst,

---

4 Vgl. Völter 2003; Tuider 2007; Freitag 2005; Wundrak 2010; Spies 2010, Schäfer/Völter 2007; auch Bührmann/Fischer 2008.

5 An dieser Stelle sei festgehalten, dass nicht von einer Biographieforschung gesprochen werden kann, sondern dass unter diesem Label verschiedenste theoretische und methodische Ansätze in unterschiedlichen Fachdisziplinen zu finden sind (vgl. Apitzsch 2003). Wenn in dieser Arbeit von Biographieforschung gesprochen wird, dann bezieht sich dies auf die wissenssoziologisch ausgerichtete Biographieforschung im deutschsprachigen Raum, wie sie am Lehrstuhl von Prof. Gabriele Rosenthal in Göttingen gelehrt wird und die eine theoretische Anerkennung der Diffe-

da eine Hereinnahme diskursiver Vereinheitlichungspraktiken zu einer erhöhten Sensibilität für die wissenschaftliche Konstruktionsleistung der Biographieforschung führen kann.

Zumal es nur wenige empirische Arbeiten zu Diskursen und Biographien gibt, versteht sich das folgenden Kapitel sowie die gesamte Arbeit als angewandter Beitrag zur Verbindung dieser auf den ersten Blick doch eher unterschiedlichen Forschungszugänge. Denn sowohl die biographietheoretische als auch die diskurstheoretische Perspektive gewinnen ihre „theoretisch ausformulierte historisierte Gesellschaftsanalyse“ (Bublitz 2001, 233) erst im Zuge empirischer Analyse – der Diskurs- und Biographieanalyse.

Eine Sichtung der Publikationen im Kontext der Diskurstheorie zeigt schnell, dass es ausgesprochen unterschiedliche Ausprägungen und Fokussierungen gibt, sodass von Diskurstheorien gesprochen werden muss. Gemeinsamer Ausgangspunkt der verschiedenen theoretischen Ausprägungen ist meist die Diskurstheorie Michel Foucaults. Die Vielfältigkeit<sup>6</sup> verweist auch auf den Umstand, dass Foucault zwar eine diskurstheoretische Perspektive entwickelt, jedoch keine vollständige ‚Anleitung‘ zur Diskursanalyse vorgelegt hat, sondern seine Arbeit stets als ‚Werkzeugkiste‘ verstanden haben wollte, an der man sich bedienen sollte, die es aber auch weiterzuentwickeln gilt. Auch können seine Arbeiten nicht als starr und auf einer im Vorfeld verfassten Theorie aufbauend angesehen werden, sondern es muss die Entwicklung beachtet werden, die man schematisch als einen dreiteiligen Prozess beschreiben kann, der sich von einer ‚Archäologie‘ über eine ‚Genealogie‘<sup>7</sup> zur ‚Subjekttheorie‘ (‚Genealogie des modernen Subjekts‘) vollzogen hat, und an dem sich unterschiedliche Anknüpfungspunkte für nachfolgendes Denken eröffneten. Beschreibt die Archäologie Foucaults Interesse und Arbeit an der Analyse von diskursiven Formationen und „stellt die Aussage in den Mittelpunkt, so dass ihre sozialen, ökonomischen oder

---

renz und Interdependenz zwischen erzählter Lebensgeschichte und erlebter Wirklichkeit einfordert – was eine analytische Trennung und Kontrastierung der erzählten und erlebten Lebensgeschichte in der methodischen Umsetzung verlangt (vgl. exempl. Rosenthal 1995; Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1996; Dausien 1996). Zur Darstellung der Kontroversen zwischen den unterschiedlichen Ansätzen innerhalb der Biographieforschung siehe Griese 2010.

6 Verkürzt und beispielhaft genannt seien die sprachwissenschaftlich verortete Kritische Diskursanalyse (Siegfried Jäger) und Critical Discourse Analysis (Norman Fairclough, Ruth Wodak), die postmarxistische Diskurstheorie (Ernesto Laclau, Chantal Mouffe), Diskurskonzepte der Cultural Studies (Stuart Hall, John Fiske) und Feministische Theorien (Andrea D. Bührmann, Barbara Duden). Ein guter Überblick mit den jeweiligen Differenzierungen und mit Darstellung der Unterschiede findet sich bei Keller 2005, 149-171; 2004, 13-60.

7 Der Begriff der Genealogie ist von Nietzsche übernommen und verweist darauf, dass alle Begriffe geworden sind. In der Genealogie geht es darum, „die anthropologischen Universalien [...] zu umgehen, um sie in ihrer geschichtlichen Konstitution zu befragen.“ (Foucault 1984a, 780)

politischen Bedingungen als nicht-diskursive weitgehend unberücksichtigt bleiben“, fragt er später „explizit nach den äußeren Bedingungen, Beschränkungen und Institutionalisierungen von Diskursen“ (Lemke 1997, 54f.)<sup>8</sup>, und thematisiert somit die Zusammenhänge von Machtprozessen und Wissensformen. Das Subjekt ist sowohl bei den archäologischen wie auch den genealogischen Arbeiten noch nicht manifest reflexiver Teil seiner Überlegungen (Foucault 1978, 32).

In diesem Prozess veränderte sich vor allem Foucaults Konzeption von Machtverhältnissen. Waren diese in den frühen Arbeiten von Zwang, Unterdrückung und Ausschließungen und somit negativ charakterisiert, so konzipiert Foucault spätestens mit *Überwachen und Strafen* Macht als produktiv bzw. als strategisch-positiv, womit er den Fokus auf die Produktivität von Macht legte. Innerhalb seiner ‚Analytik der Macht‘ richtet sich der Blick zunehmend auf das „Verhältnis von Subjektivierungsprozessen zu Formen gesellschaftlicher Herrschaft“ (Lemke 1997, 30; vgl. Keller 2005, 134ff.). Damit vollzieht er keinen „theoretischen Bruch“, wie Lemke (1997, 28) Foucault gegenüber Kritiker/innen verteidigt, sondern eine konsequente Weiterentwicklung der Analyse von Machtpraktiken, die zur Konzeption von ‚Wahrheitsspielen‘ führte – dem Zusammenspiel von Diskursen, Machtpraktiken und Selbstpraktiken (vgl. Engelmann 1999). Vor allem der Begriff ‚Gouvernementalität‘ wird zum zentralen Schlagwort dieser ‚Genealogie des modernen Subjekts‘, in der Foucault nach verschiedenen Subjektivierungsformen und Selbstführungsformen fragt und somit Subjektivität und Macht in das Blickfeld rückt, ohne dabei das Verhältnis von Macht und Wahrheit aus den Augen zu verlieren. Diese Verschiebung entspricht auch der Logik seiner Forschung bzw. dem Fortschritt seiner Erkenntnis: Die diskursiven Formationen führten zur Frage der Macht und deren vielfältigen und komplexen Beziehungen, Strategien und Techniken. Davon ausgehend rückte die Frage nach dem Subjekt in den Mittelpunkt, da sich für Foucault – ausgehend von seinen Studien zur Sexualität – die Frage nach jenen Praktiken zu stellen begann,

„durch die die Individuen dazu angehalten worden sind, auf sich selber zu achten, sich als Begehrenssubjekte zu entziffern, anzuerkennen und einzugestehen und damit zwischen sich und sich selber ein gewisses Verhältnis einzuleiten, das sie im Begehren die Wahrheit ihres [...] Seins entdecken läßt“ (Foucault 1989, 11f.; vgl. auch Lemke 1996, 265).

An anderer Stelle beschreibt Foucault rückblickend seine Forschung:

---

8 Für einen Überblick über die Entwicklung des Foucaultschen Denkens siehe auch Kögler 1990.

„Im Grunde habe ich mich bis heute immer nur damit beschäftigt, wie die Menschen in den abendländischen Gesellschaften diese zweifellos grundlegenden Erfahrungen wahrgenommen haben: in den Prozeß der Erkenntnis eines Objektbereichs einzutreten und dabei gleichzeitig sich selbst als Subjekte mit einem festen determinierten Status zu konstituieren. Zum Beispiel: mit der Erkenntnis des Wahnsinns sich als vernünftiges Subjekt zu konstituieren; [...] mit der Erkenntnis der Ökonomie sich als arbeitendes Subjekt zu konstituieren; [...] dieses Phänomen, daß der Mensch ins Innere seines eigenen Wissens eingeht.“ (Foucault 1980, 71f.)

„Vielleicht habe ich die Bedeutung der Technologien von Macht und Herrschaft allzu stark betont. Mehr und mehr interessiere ich mich für die Interaktion zwischen einem selbst und anderen und für die Technologien individueller Beherrschung, für die Geschichte der Formen, in denen das Individuum auf sich selbst einwirkt, für die Technologien des Selbst.“ (Foucault 1984, 969).

Trotz dieser Entwicklung stellt sich für die nachfolgenden Bemühungen, Foucaults Diskurstheorie mit aktorsorientierten soziologischen Ansätzen zu verbinden – Bemühungen, die auch für die Biographieforschung von großer Relevanz sind (vgl. Schäfer/Völter 2005, 161) –, die Frage nach dem Subjekt. Die Frage danach, welche „Handlungsmacht“ (Spies 2009, Abs. 4) es im diskursiven Feld haben kann, da ja der Diskurs als eine überindividuelle, eben nicht von Subjekten interpretierte Struktur gefasst wird. Wie können Subjekte also mitmischen im umkämpften Feld der Diskurse, und wie ist dies sowohl theoretisch wie auch empirisch zu fassen? Die Bearbeitung dieser Frage erfolgt im Folgenden auf zwei miteinander verbundenen Ebenen: Zum einem als Theoretisierung der Konzepte ‚Biographie‘ als diskursive Praxis und ‚Diskurs‘ als biographische Matrix (Tuider 2007, Abs. 30), zum anderen hinsichtlich der Bedeutung der Foucaultschen ‚Genealogie des modernen Subjekts‘ für die Biographieforschung als wissenschaftliche Praxis. Zuvor werden die Konzepte ‚Diskurs‘ und ‚Biographie‘ definitorisch umrissen und die wissenssoziologische Diskursforschung als theoretische Basis vorgestellt.

## 2.1 Perspektiven: Diskurs und Biographie

In den 1980er Jahren wies Martin Kohli mit seiner These von der Institutionalisierung des Lebenslaufs auf die Bedeutung der Biographie für die Soziologie hin. Im gleichnamigen Aufsatz zeigt er auf, dass ein Lebenslauf als eigenständige gesellschaftliche Strukturdimension aufzufassen ist und sich durch Prozesse der Verzeitlichung, Individualisierung und Chronologisierung institutionalisiert bzw. zur Institution transformierte. Dies bedeutet, dass „zum einen die Regelung

des sequentiellen Ablaufs des Lebens, zum anderen die Strukturierung der lebensweltlichen Horizonte bzw. Wissensbestände, innerhalb derer die Individuen sich orientieren und ihre Handlungen planen“ (Kohli 1985, 3), an Bedeutung gewinnen.

Biographien werden auf dieser Basis als historisch gewachsene und soziale Konstrukte konzipiert, durch die Individuen in Bezug zur Gesellschaft gesetzt werden, und sind dadurch „(end-)gültiger realer Ausdruck allgemeiner Sozialität und Gesellschaft“ (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, 139). Sich in der Welt deutend zu bewegen, sich die soziale Wirklichkeit anzueignen, diese aber auch zu produzieren, ist ein lebenslanger Prozess biographischer Arbeit, sodass von einem ‚doing biography‘ gesprochen werden kann. In diesem Prozess vollziehen sich Sinnzuschreibungen von Erlebnissen, gerahmt von der bereits vor- und ausgedeuteten Sozialwelt, deren Wissensvorräte ebenfalls bereits historisch gewachsen und für die Konstitution von Biographien entscheidend sind. Genauer wird von Sinnzusammenhängen gesprochen als einer Leistung des Bewusstseins, bei der Beziehungen zwischen den Teilen und einem Ganzen hergestellt und in neuen biographischen Situationen ständig überprüft und modifiziert werden. Biographisches Handeln bedeutet also nicht nur den Vollzug sozial tradierter Wissensbestände, sondern entwirft diese auch immer wieder.

Das vorhandene Bezugsschema – also Auslegungs- und Wissensbestände und Erfahrungsvorräte – ist in erster Linie sozial übermittelt und steht in Wechselwirkung mit Erfahrungen, die sowohl die eigenen wie auch die anderer Menschen sein können, die wiederum als Auslegungs- und Wissensbestände in der „Lebenswelt“ (Schütz/Luckmann 2003) und als überindividuelles Wissen geltend werden.<sup>9</sup> Sie sind nicht vereinzelt vorhanden, sondern bilden eine Einheit und werden als so genannte Typisierung vorstellig, als „pragmatische, handlungsorientierte Taxonomien – klassifizierende Einordnungen von Phänomenen in eine umfassende Sinnstruktur, eine symbolische Ordnung“ (Keller 2005, 41). In Bezug auf diesen typisierten Wissensbestand (Schütz/Luckmann 2003, 173ff.) gilt, dass er fraglos verfügbar ist, jedoch jederzeit fragwürdig werden kann. Das Fraglose sind Lösungen zu Problemen der vorangegangenen Erfahrungen und Handlungen. Oder anders ausgedrückt: Der alltägliche Wissensvorrat besteht aus Problemlösungen. Neue Erfahrungen, welche die Routine der Problemlösung in Frage stellen, müssen neu ausgelegt werden, damit sie in der Folge als unproblematisch in den erweiterten Wissensbestand eingebettet werden können (vgl. Keller 2005, 38ff.; Schütz 1932; Schütz/Luckmann 2003).

---

9 Zur näheren Ausführung der Entstehung von überindividuellem Wissen und zum Sozialisationsprozess als Aneignungsmodus bereits existierenden Wissens vgl. Berger/Luckmann 2003, 139-191 und Keller 2005, 38ff.

Darüber hinaus ist der Wissensvorrat jedoch nicht einfach so gegeben, sondern selbst strukturiert und geregelt. Wissen ist all das, was gesellschaftlich anerkannt ist. Als Wissen gilt alles, was Bedeutung trägt – so z.B. Normen, Handlungsmuster, Sprache, Institutionen, Expert/innenwissen, aber auch Gefühle. Foucault fasst Wissen als einen Prozess, „der das Subjekt einer Veränderung unterwirft, gerade indem es erkennt oder vielmehr bei der Arbeit des Erkennens. Es ist dieser Prozess, der es gestattet, das Subjekt zu verändern und gleichzeitig das Objekt zu konstruieren.“ (Foucault 1980, 71)

Dies impliziert eine Trennung in ‚wahres‘ und ‚falsches‘ Wissen, die aus diskursanalytischer Perspektive durch diskursive Kämpfe wirkmächtig hergestellt, auf bestimmte Dauer fixiert und geregelt wird. Wissen ist auch historisch entstanden und wird in diesem Sinne auch als objektiv gegeben vorstellig („objektive Wirklichkeit“, Keller 2005, 39; Schütz/Luckmann 2003, 355-437). Darüber hinaus ist der Wissensbestand sozial ungleich verteilt. Je nach Gruppenzugehörigkeit, sozialen Orten usw. hat jemand auf unterschiedliche Weise Zugang zu Wissensbeständen, und somit wird auch unterschiedliches Wissen je nach Situation und in unterschiedlichen Prozessen subjektiv angeeignet und für Subjekte relevant („subjektive Wirklichkeit“, Keller 2005, 39).

In diesem interpretativen Paradigma gelten Individuen als Konstrukteur/innen der Gesellschaft, indem sie sich die soziale Wirklichkeit verstehend aneignen und sie mit Sinn versehen. Verstehen ist jedoch nicht nur auf Einzelne bezogen, sondern hängt von der bereits vor- und ausgedeuteten Sozialwelt ab (damit verbunden sind reale Verhältnisse, die ihren Ausdruck in Normen, Symbolen, Verhaltensregeln usw. finden), in der Einzelne eingebettet sind und auf die sie sich beziehen müssen. Und eben in diesen Strukturen finden auch Biographien ihren Ausdruck, sodass die Biographie als soziales Gebilde konzipiert werden kann, „das sowohl soziale Wirklichkeit als auch Erfahrungs- und Erlebniswelten der Subjekte konstituiert und das in dem dialektischen Verhältnis von lebensgeschichtlichen Erlebnissen und Erfahrungen und gesellschaftlich angebotenen Mustern sich ständig neu affiniert und transformiert“ (Rosenthal 1995, 12). In dieser Wechselwirkung eröffnet die Biographie die Möglichkeit, sich dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft zu nähern:

„In der ‚biographischen Selbstpräsentation‘ finden wir nicht nur Zugang zum lebensgeschichtlichen Prozeß der Internalisierung der sozialen Welt im Laufe der Sozialisation, sondern auch zur Einordnung der biographischen Erfahrungen in den Wissensvorrat und damit zur Konstitution von Erfahrungsmustern, die zur gegenwärtigen und zukünftigen Orientierung in der Sozialwelt dienen.“ (ebd., 12f.)

So gilt für das erzählte und erlebte Leben, dass Erlebnisse und Erfahrungen nur im Rahmen „in der Vergangenheit und Gegenwart wirksamer Regeln der sowohl

zu unterschiedlichen Zeitpunkten als auch in unterschiedlichen historisch-sozialen Kontexten erlebten und geführten Diskurse“ verstehend in die eigene Biographie einzuordnen sind, die es für Biographieforscher/innen gilt, „in den Lebenserzählungen aufzuspüren“ (Rosenthal 2005, 52). Für Biographien als soziale Konstrukte bedeutet das konkret, dass die eigene Biographie sich abhängig vom sozialen Raum konstruiert, denn er gibt vor, zu welchen kollektiv produzierten und reproduzierten Deutungsmustern, Wissensbeständen, Handlungsmöglichkeiten und damit verbundenen normativen Mustern jemand Zugang hat.

Wurde in der Entwicklung der Biographieforschung in den letzten Jahrzehnten Biographie als Schnittstelle von gesellschaftlichen Mustern, Normen usw. und subjektiver Interpretationsarbeit konzipiert, so wurden Diskurse als strukturierende Elemente sozialer Wirklichkeit erst in den letzten Jahren in die Diskussion mit aufgenommen und zunehmend als Aspekt benannt, der unbedingt in die Analyse von Biographien mit aufgenommen werden sollte.<sup>10</sup>

Die Eingrenzung dessen, was mit einem ‚Diskurs‘ im Foucaultschen Sinne gemeint ist, gehört zu den am häufigsten rezipierten Definitionen im sozialwissenschaftlichen Kontext. Mit ‚Diskurs‘ wird demnach ein Aussagesystem bezeichnet, in dem eine Menge von an unterschiedlichen Stellen erscheinenden, verstreuten Aussagen<sup>11</sup> entlang eines Regelsystems bzw. Musters aufgespannt ist. Diskurse sind dabei nicht

„als Gesamtheiten von Zeichen (von bedeutungstragenden Elementen, die auf Inhalte oder Repräsentationen verweisen), sondern als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen. Zwar bestehen diese Diskurse aus Zeichen; aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. Dieses mehr macht sie irreduzibel auf das Sprechen und die Sprache. Dieses mehr muß man ans Licht bringen und beschreiben.“ (Foucault 1981a, 74)

Mit diesem Interesse, wie Bedeutung produziert wird und wie Bedeutungen stabilisiert werden, zielt die Diskursanalyse darauf zu rekonstruieren, welche diskursiven Praktiken dazu führen, dass eine bestimmte Aussage an einer bestimmte Stelle auftaucht und nicht an einer anderen Stelle, und damit auf die Rekonstruk-

10 Rosenthal plädiert für eine möglichst detaillierte Aufnahme der historisch-sozialen Kontexte in die biographische Fallrekonstruktion, die Verwendung verschiedener Quellen (Archive, Dokumente usw.) sowie die Kombination mit anderen Methoden wie der Interaktionsanalyse oder Ethnographie (2005, 48f.).

11 ‚Aussagen‘ sind nicht Sätze oder konkrete Sprechakte, sondern bezeichnen „die ‚regelmäßigen‘, wiederkehrenden zeichenhaften Verkettungen von Bedeutungsrelationen, die zwar als Funktion des jeweiligen Praxis- bzw. Anwendungsfeldes, in das sie eingestellt sind, durch eben dieses Anwendungsfeld, also durch ihren jeweiligen Kontext in ihrer faktischen Wiederholbarkeit begrenzt werden“ (Bühmann/Schneider 2008, 26).



tion von Macht- und Wissensverhältnissen, die über diese Praktiken produziert werden. Dabei soll die Regelhaftigkeit von Diskursen beschrieben werden, was auch bedeutet, eine oftmals unsichtbare Praxis ans Licht zu bringen (vgl. Diaz-Bone 2005, Abs. 18). Der Begriff der diskursiven Praktik verweist explizit darauf, dass Foucault mit Diskurs nicht etwa explizites Wissen meint, sondern Diskurse eine überindividuelle Praxis darstellen, „die das pulsierende Wissen und insbesondere die Art und Weise des Denkens und des Äußerns darstellt“ (ebd., Abs. 14). Das Wissen ist dabei eng an Wahrheit gebunden, sodass die diskursive Praxis auch als ein Moment angesehen werden kann, in dem Wissen über die Wirklichkeit hergestellt, aber auch abgesichert und transformiert und als Wahrheit etabliert wird: „Was wir von der Wirklichkeit wissen und über sie sagen, das prägt sich aus in Diskursen.“ (Konersmann 1998, 80 zit. n. Bührmann/Schneider 2008, 27) Diskurse bestimmen also, worüber gesprochen werden darf, was als ‚wahr‘ und was als ‚falsch‘ gilt, was verleugnet und verschwiegen werden muss, und konstituieren somit Gegenstände und gesellschaftliche Wissensverhältnisse. So hat

„jede Gesellschaft ihre eigene Ordnung der Wahrheit, ihr [sic!] allgemeine Politik der Wahrheit: d.h. sie akzeptiert bestimmte Diskurse, die sie als wahre Diskurse funktionieren lässt; es gibt Mechanismen und Instanzen, die eine Unterscheidung von wahren und falschen Aussagen ermöglichen und den Modus festlegen, in dem die einen oder anderen sanktioniert werden, es gibt bevorzugte Techniken und Verfahren der Wahrheitsfindung; es gibt einen Status, für jene die darüber zu befinden haben, was wahr ist und was nicht.“ (Foucault 1978, 51)

So strukturieren auch die in dieser Arbeit zur Diskussion stehenden Opferdiskurse den Umgang mit der österreichischen NS-Vergangenheit und beanspruchen dabei die Wahrheit für sich. Die Etablierung dieser bestimmten Wahrheit reinigt dabei die Vergangenheit, etabliert ein bestimmtes Geschichtsbild, wie es z.B. der „Stunde Null“ zugrunde liegt, aber auch die Behauptung, dass Frauen im so genannten Hinterland nicht in die Verbrechen des Nationalsozialismus involviert waren. Diese Etablierung materialisiert sich auch in Form von Erinnerungsstätten an den ‚österreichischen Widerstand‘ oder in konkreten Gesetzgebungen. Das gesamte diskursive Netz von Praktiken etabliert und legitimiert ein bestimmtes Sprechen über die Vergangenheit, das kein Sprechen über die NS-Opfer und Überlebende ermöglicht bzw. erlaubt. Ziel der vorliegenden Diskursanalyse ist es, die Praxis des vergeschlechtlichten Opferdiskurses zu rekonstruieren, was auch zu fragen bedeutet, welche Grenzen des Sagbaren er aufrechterhält, neu formiert, oder auch transformiert, und mit welchen anderen Diskursen er in Verbindung steht, um sie zu legitimieren bzw. die Legitimität zu



erhöhen. Das führt zu der Frage, welches ‚wahre‘ Wissen über die Vergangenheit produziert wird.

Neben den gesellschaftlichen Wissensformationen und deren Entstehung bzw. Entwicklung eröffnet die diskursanalytische Perspektive einen machttheoretischen Blick auf die soziale Wirklichkeit, mit dem danach gefragt wird, welche Machttechniken angewandt werden, um über diskursive Praktiken Wahrheiten der sozialen Wirklichkeit zu produzieren. Macht, Wissen und Diskurse stellen dabei mehr perspektivische Analysekatgegorien dar und dienen der Entzifferung historischer und gegenwärtiger Prozesse als Kategorien, die diese Prozesse erklären sollen (Seier 1999, 84). Somit wird die diskursanalytische Perspektive zur „Gesellschaftsanalyse“ (Bublitz 1999, 27; vgl. Seier 1999) und zur „Diagnostik des gegenwärtigen Wissens“ (Bublitz 1999, 31).

## 2.2 Wissenssoziologische Diskursforschung

Die wissenssoziologische Diskursforschung verortet sich als eine „Spielart“ (Keller 2005, 188) der hermeneutischen Wissenssoziologie. Keller hält an mehreren Stellen fest, dass es sich dabei nicht um eine Methode handelt, sondern um eine Forschungsperspektive bzw. um ein sozialwissenschaftliches Forschungsprogramm.<sup>12</sup>

Diese hier in Kürze dargestellte erste – wie bereits erwähnt in der Frühphase von Foucaults Arbeiten entstandene – Konzentration auf Macht-/Wissens-Komplexe verändert sich in der genealogischen Phase dahingehend, dass „an die Stelle der Konzentration auf Aussagesysteme [...] die Untersuchung der Praktiken, mittels derer Diskurse Subjekte formen“ (Keller 2004, 48), tritt. Dennoch stellt sich die Frage nach der Verbindung der Foucaultschen Diskurstheorie mit handlungstheoretischen Ansätzen, wie sie auch der Biographieforschung zugrunde liegen, da ‚das Subjekt‘ im Laufe der Theorieproduktion Foucaults zwar immer größere Bedeutung erlangt, aber eben nicht in handlungstheoretischer Weise, sondern im Kontext von ‚Subjektivierungsformen‘ (Foucault 1991, 9-21; Honneth 1990, 18) und nicht hinsichtlich von Akteurskonzepten.

Reiner Keller, der 2005 eine grundlegende Arbeit zur Erweiterung der Wissenssoziologie um den Foucaultschen Diskursansatz zu einer Wissenssoziologischen Diskursanalyse vorlegte, formuliert als Ziel, „die diskutierten Defizite durch eine Akzentverschiebung von der Konzentration auf die Wissensbestände und Deutungsleistungen individueller Akteure des Alltags hin zur Analyse von diskursiven Prozessen der Erzeugung, Zirkulation und Manifestation kollektiver

---

12 Zur unterschiedlichen methodischen Anwendungsmöglichkeiten siehe Keller 2004, 93-108; Keller et al. 2004a.

Wissensvorräte auszugleichen“ (ebd., 185). Die hier angesprochenen Defizite beziehen sich auf der einen Seite auf die Kritik an der Diskurskonzeption Foucaults, der es nicht gelingen würde, Struktur und Handlungsfähigkeit (als soziologisches Grundproblem) zu verknüpfen und die somit nicht mit dem soziologischen Verständnis von menschlicher Handlungsfähigkeit vereinbar wäre bzw. dem soziologischen Interesse nicht gerecht würde. Dieser Kritik kann Keller durchaus etwas abgewinnen, vor allem hinsichtlich des fehlenden Einbezugs von Akteur/innen:

„Zum einem hat Foucault keine überzeugende Konzeption des Zusammenhangs von einzelner diskursiver Ereignis und Gesamtstruktur eines Diskurses vorgelegt. Dem von ihm vorgenommenen Schluss von den beobachtbaren und beschreibbaren Regelmäßigkeiten diskursiver Praktiken auf einen zugrunde liegenden Code bzw. die Strukturen einer diskursiven Formation fehlt ein Kriterium für die Unterscheidung zwischen der Regelmäßigkeit als einem zufälligen Ereignis kontingenter Bedingungen – wie bei einem Zug, der regelmäßig verspätet eintrifft – oder als einem Resultat der Anleitung durch und Befolgung von Regeln durch Akteure, welche die (relative) Wiederholung und Stabilisierung solcher Praktiken leisten. Die Erwähnung des Problems der Regelbefolgung verweist auf den zweiten Mangel, der die Foucaultsche Theorie an dieser Stelle kennzeichnet: Der skizzierte Zusammenhang lässt sich nämlich erst dann begreifen, wenn die Kategorie der sozialen Akteure eingeführt wird, die sich interpretierend auf soziale Konventionen und Institutionalisierungen diskursiver Praktiken beziehen. Erst dadurch wird deutlich, dass nicht ein Diskurs sich selbst vollzieht, sondern dass er im praktischen Handeln sozialer Akteure produziert, reproduziert und transformiert wird.“ (Keller 2005, 144, Kursiv i. O.)

Doch gilt es angesichts dieser diagnostizierten Defizite keineswegs den diskurstheoretischen Ansatz zu verwerfen, sondern diesen hinsichtlich der Ansätze der Wissenssoziologie weiterzuentwickeln und die Lücken zu schließen. Diese Schließung bedeutet auf der anderen Seite auch, die Wissenssoziologie um den diskurstheoretischen Ansatz zu erweitern. Denn der Wissenssoziologie gegenüber kann auch der Einwand vorgebracht werden, dass gerade im Nachvollzug der alltäglichen Verstehensleistungen der handelnden Subjekte die Ebene makroperspektivischer Strukturen außer Acht gelassen wird, auch wenn das Konzept verobjektivierter Wissensbestände eine zentrale Rolle in der sozialkonstruktivistischen Perspektive spielt. Keller hält fest, dass in den Forschungen „ein entsprechender Bezug auf kollektive Wissensvorräte zunächst fehlt und die typisierbaren Deutungsleistungen der Handelnden eher isoliert im Vordergrund stehen“ (ebd., 181). Den Grund sieht er in der aus sozialkonstruktivistischer Perspektive vollzogenen Abgrenzung der Analyse des Alltagswissen von der Analyse ‚großer Erzählungen‘ oder auch von „Weltanschauungs-Interpretation“ (ebd., 183), die

in eine tendenziell einseitige Hinwendung zum Alltagswissen mündete und die die zentrale Bedeutung überindividueller Wissensbestände für das Verstehen gesellschaftlicher Wirklichkeitsverhältnisse außer Acht lässt bzw. dieser Perspektive verlustig geht.

Dies führt zu einer Verkürzung der sozialkonstruktivistischen Wissenssoziologie, die bekanntlich sehr wohl von einem Wissensbegriff ausgeht, der nicht nur individuell begründet, sondern historisch gewachsen Individuen vorgegeben ist und als institutionalisiertes, verobjektiviertes Wissens (bzw. als objektiv vorgestellter Wissensvorrat) subjektiv (über Prozesse der Sozialisation) anzueignende Sinnwelten strukturiert und ausformuliert (vgl. Berger/Luckmann 2003, 71). Dies bedeutet auch, dass Berger und Luckmann die Beziehung von objektiver und subjektiver Wirklichkeit, von objektivem Wissen und Handeln durchaus dialektisch angelegt haben. Und auch, dass Wissen sich selbst durch seine gesellschaftliche Anerkennung konstituiert, wodurch es so lange stabilisiert wird, bis es zu Störungen und Irritationen kommt, da z.B. ein bestimmtes Wissen nicht mehr als Problemlösungsgrundlage fungieren kann.

Und diese Verkürzung könne durch die diskurstheoretischen Ansätze durchbrochen werden, wie eben auch Lücken in der Foucaultschen Diskurstheorie gefüllt werden können: In Bezug auf die Diskurstheorie durch die Erweiterung um Akteur/innen, und in Bezug auf den wissenssoziologischen Ansatz können die „Formen kollektiver Wissensproduktion und -vermittlung“ stärker in den Blick genommen, sowie „gesellschaftliche Grundlagen der Wissensverteilung oder machtvolle Strukturierungsprozesse symbolischer Ordnungen, kurz: die *institutionelle* Seite und die *Prozesshaftigkeit* der Wissensflüsse“ (Keller 2005, 180, Kursiv. i. O.)<sup>13</sup> stärker beachtet werden.

Somit beschreibt Keller die Zielsetzung Wissenssoziologischer Diskursforschung folgendermaßen:

„Sie rekonstruiert Prozesse der sozialen Konstruktion, Zirkulation und Vermittlung von Deutungs- und Handlungsweisen auf der Ebene von institutionellen Feldern, Organisationen, sozialen Kollektiven und Akteuren. Im Anschluss daran untersucht sie die gesellschaftlichen Wirkungen dieser Prozesse. Eine solche Perspektive unterstellt die Normalität der symbolischen Kämpfe, des Wettstreits der Diskurse. Dabei handelt es sich nicht um ein bloßes Wetteifern der Ideen, im Gegenteil: Betont werden sollen die wirklichkeitskonstituierenden Effekte symbolischer Ordnungen und die Beschaffenheit von Diskursen als einer konkreten und materialen, also wirklichen gesellschaftlichen Praxis.“ (ebd., 192)

---

13 Andrea D. Bührmann und Werner Schneider (2008) schließen hier mit ihrer Darstellung der Dispositivforschung an, in der eine zentrale Frage lautet, wie Wissensordnungen über institutionalisierte Praktiken auf Dauer gestellt, aber auch alltagsrelevant übersetzt werden.

Und hierbei legt die Wissenssoziologische Diskursforschung den Fokus auch auf die Analyse jener Regeln, die institutionell stabilisiert Deutungspraktiken konstituieren sowie auf so genannte Effekte bzw. auch Konsequenzen von Diskursen wie z. B. Subjektpositionen (vgl. Keller 2004, 57). Ihr Forschungsgegenstand ist

„die Produktion und Transformation gesellschaftlicher Wissensverhältnisse durch Wissenspolitiken, d.h. diskursive strukturierte Bestrebungen sozialer Akteure, die Legitimität und Anerkennung ihrer Weltdeutungen als Faktizität durchzusetzen. Sie begreift damit sozialen Wandel nicht nur als sozialstrukturellen Prozess, sondern als Verschiebung von Wissensregimen.“ (Keller 2005, 188)

In diesen Wissensregimen wird geregelte Bedeutung produziert, die Handlungspraktiken zugrunde liegen kann, auf die sich Akteur/innen beziehen und an denen sie sich orientieren können. Und gerade hier liegt auch die Anschlussmöglichkeit für die sich in der Tradition der Wissenssoziologie sehende Biographieforschung. Denn die Biographie als soziales Gebilde ist als prozesshafte Struktur konzipiert, die sich anhand deutender und sinnbildender Aktivitäten von Seiten der Biograph/innen in ständiger Wechselbeziehung mit sozial vermittelten gesellschaftlichen Vorgaben, Wissensbeständen, Mustern und – um einen neueren Begriff zu verwenden – Diskursen vollzieht. Der Wissensvorrat erfährt in dieser Wechselwirkung eine biographische Artikulation, die einzigartig ist (vgl. Schütz/Luckmann 2003, 163ff.), doch verbleibt er auch in seinen überindividuellen Regelstrukturen, die veränderbar sind, aber nicht unmittelbar über die interpretative Leistung von Subjekten. Diese Interaktion von Diskurs und handelndem Subjekt ist gerade in Hinblick auf die Verbindung der beiden Perspektiven von zentraler Bedeutung, deren Konzeption einige Autor/innen beschäftigt und die den Fokus des folgenden Abschnitts darstellen wird.

### *2.2.1 Wo sind sie, die Subjekte?*

Als handlungstheoretisch ausgerichtete Soziologie benötigen sozialkonstruktivistische Ansätze die Position handelnder und interpretierender Akteur/innen bzw. Subjekte, wenn es darum gehen soll, die Konstruktion sozialer Wirklichkeit auch in Begrifflichkeiten diskursiver Strukturen zu übersetzen und zu erfassen. Subjekte müssen in diesen Strukturen auf etwas reagieren können und können nicht ausschließlich als diskursiv aufgefasst werden – sondern letztendlich als beides: diskursiv konstituiert und in bzw. mit dieser Konstituiertheit auch befähigt zu interpretieren und sowohl Produzent/innen wie auch Rezipient/innen von Diskursen zu sein.

Um diesem Pfad zu folgen, muss zunächst auf den Begriff des ‚Subjekts‘ und die damit verbundenen theoretischen Konzeptionen eingegangen werden, allerdings ohne dabei die jahrzehntelange v.a. philosophische Diskussion nachzeichnen zu wollen. Foucaults Subjektverständnis wurde oftmals als eines gelesen, das Subjekte als handlungsunfähig und ausschließlich von Diskursen determiniert betrachtet (vgl. Lemke 1997, 112; Honneth 1988, 138f.).<sup>14</sup> In vielen seiner späteren Texte und Interviews geht er immer wieder darauf ein und klärt, dass er sich „um eine Geschichte der verschiedenen Formen der Subjektivierung des Menschen in unserer Kultur bemüht“ (Foucault 1982, 269) bzw. an einer Erklärung arbeite, wie ein Mensch zum Subjekt wird, und es ihm keineswegs um eine Leugnung des Subjekts gehe (Jäger 2004, 154). Neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten sprechen gerade auch Foucaults eigene politische Aktivitäten z.B. in der Gefängnisbewegung gegen solch ein Verständnis willenloser Akteur/innen, die keinen Einfluss auf gesellschaftliche Vorgänge haben.<sup>15</sup>

Subjekte sind im Foucaultschen Verständnis ‚Unterworfenen‘ und keineswegs als ahistorisch zu denken. Unterworfenen in dem Sinne, dass sie sich im Feld diskursiver Praktiken konstituieren, die von außen wirken und Subjektpositionen artikulieren, aber auch Selbstpraktiken, die „das Nachdenken über Lebensweisen, die Wahl einer Lebensform, die Regulierung des eigenen Verhaltens, die Selbstzuweisung von Zielen und Mitteln“ (Foucault 1981, 261) umfassen und als „Sorge um sich“ und als „Techniken des Selbst“ vollzogen werden.

„Die Geschichte der ‚Sorge um sich‘ und der ‚Techniken des Selbst‘ ist also gleichfalls eine Geschichte der Subjektivität, allerdings nicht mehr auf dem Weg über die Teilung zwischen Irren und Nichtirren, Kranken und Nichtkranken, Kriminellen und Nichtkriminellen, nicht mehr auf dem Weg über die Konstruktion von Feldern wissenschaftlicher Objektivität, die dem lebenden, sprechenden, arbeitenden Subjekt einen Platz einräumt, sondern über die in unserer Kultur erfolgte Herstellung und Veränderung der ‚Beziehungen zu sich selbst‘ samt ihrem technischen Apparat und ihren Auswirkungen auf das Wissen. Man könnte das Problem auch der ‚Gouvernementalität‘ unter einem anderen Blickwinkel angehen, nämlich dem der Herrschaft über sich selbst im Zusammenhang mit den Beziehungen zu den anderen (wie wir sie in der Pädagogik, den Ratgebern zur Lebensführung, der spirituellen Anleitung oder den Anweisungen für ein vorbildliches Leben finden).“ (ebd., 260)

14 Ein guter Überblick über die unterschiedlichen Kritiken an Foucaults Theorie findet sich ebenfalls bei Lemke 1996, 11-37 und 112ff. sowie bei Schäfer 1995, 103ff.

15 Foucaults jahrelanger Wegbegleiter Paul Veyne (2009) beschreibt in seiner lesenswerten Biographie die enge Verbindung zwischen Foucaults politischem Werdegang und seiner wissenschaftlichen Tätigkeit.

Im Kontext wirkmächtiger Macht- und Wissenskomplexe wird nicht nur auf Individuen bzw. auf ihr Handeln eingewirkt, sondern sie werden überhaupt erst als Subjekte formiert. Diese Verfahren sind eng an die Produktion von Wahrheit gebunden, durchaus mit dem Ziel, eine ‚wahre Subjektivität‘ herzustellen, die als solche auch anerkannt werden muss, die auch von anderen anerkannt, aber letztlich als Selbstpraktik permanent hergestellt werden muss (vgl. Foucault 1982a<sup>16</sup>, 246). Solch eine machttheoretische Subjektkonzeption bedeutet jedoch auch, dass es sich dabei um „freie Subjekte“ (Foucault 1982, 287) handeln muss, denen es möglich ist, sich auf eine bestimmte Weise zu verhalten und auf etwas zu reagieren.<sup>17</sup> Dies bedeutet, dass sich das Subjekt nicht mehr nur über Praktiken der Unterwerfung, sondern auch über Praktiken der Freiheit konstituiert (vgl. Forst 1990, 175). Unter Beachtung der Macht erhält „Subjekt“ damit zwei Bedeutungen:

„Es bezeichnet das Subjekt, das der Herrschaft eines anderen unterworfen ist und in seiner Abhängigkeit steht; und es bezeichnet das Subjekt, das durch Bewußtsein und Selbsterkenntnis an seine eigene Identität gebunden ist. In beiden Fällen suggeriert das Wort eine Form von Macht, die unterjocht und unterwirft.“ (Foucault 1982, 275)

Diese Unterwerfung führt auch zu Kämpfen, von denen die Geschichte zeugt und in denen sich die Machttechniken dementsprechend verändert haben, d.h. Machttechniken besitzen auch die Fähigkeit, sich in der Weise zu transformieren, dass sie in einer bestimmten Weise Kontinuität erreichen. Foucault spricht hier vor allem von der Aufnahme alter Machttechniken christlicher Institutionen durch den modernen Staat, die er Pastoralmacht nennt. Ohne im Detail darauf einzugehen, soll an dieser Stelle betont werden, dass ein Moment dieser Pastoralmacht darin liegt, dass sie nur dann ausübbar ist, wenn

„man weiß, was in den Köpfen der Menschen vor sich geht, wenn man ihre Seele erforscht, wenn man sie zwingt, ihre intimsten Geheimnisse preiszugeben. Sie setzt voraus, dass man das Bewusstsein des Einzelnen kennt und zu lenken vermag. [...]. Sie ist opferbereit (im Unterschied zum Herrschaftsprinzip), und sie individualisiert

---

16 Der Text ist auch in Foucault 2005 in deutscher Übersetzung veröffentlicht, vgl. 269-294.

17 In einem Interview für die kanadische Zeitschrift *Body Politics* begegnet Foucault der Kritik, er würde für ein vollständiges und im Diskurs gefangenes Subjekt eintreten, folgendermaßen: „Wir stecken [...] nicht in der Falle. Zwar befinden wir uns stets in dieser Art Situation. Was aber bedeutet, dass wir stets die Möglichkeit haben, die Situation zu verändern, dass diese Möglichkeit stets existiert. Wir können uns nicht aus dieser Situation herausversetzen, und wir sind nirgendwo frei von jeder Machtbeziehung. Aber wir können stets die Situation umgestalten. Ich habe also nicht sagen wollen, dass wir stets in der Falle sitzen, im Gegenteil, dass wir stets frei sind. Und dass es schließlich, kurz gesagt stets die Möglichkeit gibt, die Dinge umzugestalten.“ (Foucault 1984b, 916)

[...]. Sie ist mit der Erzeugung von Wahrheit verbunden, und zwar der Wahrheit des Einzelnen.“ (ebd., 277f.)

Was Foucault in seiner „Genealogie des modernen Subjekts“ also aufzeigt, ist, dass sich im und mit dem Christentum eine neue Figur des Subjekts entwickelte, gekoppelt an eine neue Form der Macht und Regierungstechnologie, die Individuen dazu zwingt, auf eine bestimmte Art und Weise zu handeln; wiederum verbunden mit Wahrheitsakten, die dem Individuum abverlangt werden – sie sollen sich selbst erkennen –, die sich auch darin äußern, ein ‚Geständnis‘ von sich abzulegen, um das eigene Leben in einen konsistenten, systematischen und identitätsstiftenden Zusammenhang zu bringen (vgl. Pohn-Weidinger/Lauggas 2012). Foucault bezeichnet diese ausgebildeten Selbstpraktiken „Techniken des Selbst“. Die hier allgemein anklingende Subjektkritik und die Konzeption eines historischen, dezentrierten Subjekts, das sich in der gesellschaftlichen Anforderung als einheitlich präsentieren und erschaffen muss, wurde in seiner Bedeutung für die Biographieforschung von Bettina Völter und Thomas Schäfer diskutiert und als „regulative Idee“ (2005, 178) benannt. Ein zentraler Aspekt, auf den später noch einzugehen sein wird.

Unter dem Aspekt, dass die Unterwerfung des Subjekts keineswegs Machtlosigkeit bedeutet, wird der wissenssoziologische, diskursanalytische Fokus darauf gelegt, dass Subjekte als Akteur/innen auf aktive und interpretative Weise mit Diskursen und angebotenen Orientierungsmustern umgehen. Allerdings werden für die Analyse weitere Differenzierungen eingeführt, um eben dieser ‚Allgemeinheit‘ von Subjekthandeln bzw. Nicht-Handeln zu begegnen, aber auch um Foucaults eher allgemeinen Begriff der Subjektkonstitution fruchtbarer machen zu können, was bedeutet, seine Diskurstheorie auch stärker um ein handlungstheoretisches Akteurskonzept zu erweitern. Denn Foucault vermengt hier mehrere Bedeutungen bzw. Ausdrucksformen, die für eine wissenssoziologische Diskursforschung unterschieden werden sollten und als verschiedene Erscheinungsformen von Subjekten benannt werden können (vgl. Keller 2005, 211): als ‚Sprecherpositionen‘, als ‚Subjektpositionen‘ und als damit verbundene ‚Technologien des Selbst‘. Keller vollzieht hier eine Trennung und erweitert die Formen um den ‚sozialen Akteur‘, was auch für die methodische Umsetzung der diskurstheoretischen Perspektive von hilfreicher Bedeutung ist. In dieser Erweiterung zeigt sich der im ‚Fehlen‘ eines handlungstheoretischen Konzepts begründete Unterschied zwischen dem Ansatz Foucaults und der wissenssoziologischen Diskursforschung, auf die noch einmal verwiesen wird, denn während

„Foucault die Konstituiertheit der Subjekte und Praktiken durch die emergenten Diskursformationen und Wissensregime betont, verweist die Hermeneutische Wissenssoziologie auf die Unverzichtbarkeit der Annahme von nach Maßgabe des



kontingenten soziohistorischen Kontextes, d.h. der existierenden Wissensvorräte, Motivvokabularen und Handlungsweisen, also alles in allem: relativ individuierten (sozialen) Akteuren, die sich in der aktiven Auseinandersetzung mit solchen Strukturvorgaben befinden.“ (ebd., 218f.)

Bei Sprecher/innenpositionen handelt es sich um „Positionen in institutionellen bzw. organisatorischen Settings und daran geknüpfte Rollenkomplexe“ (ebd., 216). Diese Positionen sind Orte in Diskursen, an denen ein Sprechen aufgrund von Legitimität (z.B. wissenschaftliche Qualifikation) möglich ist. Soziale Akteur/innen nehmen diese Orte aktiv ein, interpretieren sie und realisieren darüber Machtverhältnisse (Jäger 2004, 155). Man kann in diesem Zusammenhang auch von Rollenspieler/innen sprechen. Bezugnehmend auf das vorliegende Forschungsthema wäre in diesem Zusammenhang die Frage zu stellen, welche Sprecher/innenpositionen existieren, von wem sie eingenommen werden und ob auch so genannten ‚Trümmerfrauen‘ diese Position übernehmen und wenn ja, an welchen Orten sie dies tun bzw. was sie dazu legitimiert. Allgemeiner formuliert: Wer spricht über die Vergangenheit und wie? Dass diese Sprecher/innenpositionen nicht von vornherein gegeben sind und vor allem nicht mit Subjektpositionen übereinstimmen, zeigt gerade die Analyse des vergeschlechtlichten Opferdiskurses. Subjektpositionen können auch als Identitätsangebote verstanden werden. Im Unterschied zu Sprecher/innenpositionen sind sie auf Adressat/innen bezogen und positionieren sie im Sinne von ‚Mustern der Subjektivierung‘, stellen typisierte Interpretationsangebote zur Verfügung, die sich aus dem gesellschaftlichen Wissensvorrat speisen. Die diskursive Opferkonstruktion der ‚Trümmerfrau‘ wäre solch eine Subjektposition, die Frauen eine Identifikationsmöglichkeit anbietet und sich somit auch als ordnungsstiftendes Grundmuster individuellen Handelns anbietet. Von dieser Position aus erhalten sie die Möglichkeit, als soziale Akteurinnen zu handeln, allerdings in Abgrenzung zu anderen Positionen wie z.B. der Täterin oder auch Verantwortlichen. Allerdings können Subjektpositionen, wenn sie nicht als solche angenommen werden, auch Ausgangspunkt für eine andere Position sein – im Sinne von Positionsverschiebungen aber auch als Gegenpositionen oder als Verbindung mehrerer Positionen. In diesem Prozess spielen vor allem die Selbsttechniken eine maßgebliche Rolle, die auch als Anleitung für Lebensführung dienen und angeeignet werden (vgl. Keller 2005, 212f. u. 218; Bührmann/Schneider 2008)<sup>18</sup>, aber wie zu zeigen sein wird, auch die biographische Aufschichtung von Erfahrungen. Als dritte Diffe-

---

18 Bührmann/Schneider sprechen auch von Subjektivierung, die sich zusammensetzt aus „Subjektformierung/Subjektpositionierung“ und „Subjektivierungsweisen“. Ersteres bezeichnet wie bei Keller diskursiv produzierte, normative Vorgaben zur Formierung von Subjekten, zweitere beziehen sich auf formierende Praktiken des Selbst-Verständnisses und Selbst-Verhältnisses von Subjekt, also auf Selbsttechniken (Bührmann/Schneider 2008, 69).

renzierung gilt der Begriff der sozialen Akteur/innen selbst. Dabei handelt sich um Individuen, aber auch um Kollektive, die sich auf die „Sprecher- oder Subjektposition beziehen und diese nach Maßgabe ihrer mehr oder weniger eigenwilligen Rolleninterpretation und -kompetenzen einnehmen und ausführen, also realisieren“ (Keller 2005, 218). In diesem Sinne sind soziale Akteur/innen sowohl selbstreflexive Subjekte, die sich die soziale Wirklichkeit deutend aneignen, als auch Adressat/innen von Wissensbeständen (Subjektpositionen).

Unter Einbezug des Subjekts- oder Akteurskonzepts kann abschließend der Diskursbegriff für eine wissenssoziologische Herangehensweise verändert formuliert werden: Diskurse sind nach bestimmten Regeln/Kriterien abgrenzbare, auf Dauer gestellte Aussagekomplexe, die in ihren Konsequenzen Machtwirkung zeigen und das Soziale konstituieren. Anders formuliert gilt ein „Diskurs als Fluß von Wissen durch die Zeit“ (Jäger 2005). In ihrem aktiven Umgang mit den von Diskursen angebotenen Bedeutungszuschreibungen aktualisieren und realisieren soziale Akteur/innen Diskurse. Doch auch wenn Subjekten als soziale Akteur/innen eine interpretierende Rolle zukommt, gilt, dass sie nicht den Ausgangspunkt sondern den Effekt von Diskursen bzw. diskursiven Praktiken bilden (Bublitz et al. 1999, 13), und dass sie als diskursiv verstrickt zu erfassen sind.

### 2.3 Das erkennende Selbst als Einheit

In der ‚Genealogie des modernen Subjekts‘ fokussiert Foucault also jene Geschichte der Wahrheitsakte, in der das Subjekt sich in Bezug auf eine bestimmte Wahrheit festlegt. Dabei verschiebt er auch seinen historisch-kulturellen Rahmen von der Neuzeit zur griechisch-römischen Antike und arbeitet die Verfahren der Selbsttechniken, der Technologien des Selbst bis ins Christentum und bis in die Gegenwart heraus. Seine Perspektive verändert sich dabei dahingehend, dass er weniger die Macht im Blickfeld hat, als das Subjekt in Verbindung zu Wahrheit, ohne dabei jedoch die Machtverhältnisse vollständig außer Acht zu lassen. In den Blick geraten vor allem jene Verfahren, in denen das Subjekt sich in Bezug zu sich selbst setzt und zum Subjekt der Wahrheit wird. Selbsttechniken also, in denen sich das Subjekt erst konstituiert.

Diese Technologien des Selbst ermöglichen es dem Einzelnen,

„aus eigener Kraft oder mit Hilfe anderer eine Reihe von Operationen an seinem Körper oder seiner Seele, seinem Denken, seinem Verhalten und seiner Existenzweise vorzunehmen, mit dem Ziel sich so zu verändern, dass er einen gewissen Zustand des Glücks, der Reinheit, der Weisheit, der Vollkommenheit oder der Unsterblichkeit“ (Foucault 1984, 968)

erlangt. Wahrheit ist dabei der zentrale Modus, denn es geht nicht nur darum, dass Subjekte Wahres sprechen, sondern über sich selbst wahr sprechen und damit auch eine Beziehung zu sich selbst herstellen.

### 2.3.1 Die Sorge um sich selbst

Ausgangspunkt der Hermeneutik der Selbsttechniken ist der in Foucaults Studien zur Sexualität analysierte Aspekt, dass im Unterschied zu anderen Verboten die sexuellen Verbote immer auch mit der Verpflichtung einhergehen, die Wahrheit über sich selbst zu sagen. Foucault stellte daraufhin in seinem Bemühen, der Geschichte dieser Verknüpfung näher zu kommen, zwei Fragen: Erstens, auf welche Weise man das Subjekt dazu brachte, ja zwang, sich „selbst im Hinblick auf das Verbotene zu entziffern“ (ebd., 967), womit er auf das „Verhältnis von Askese und Wahrheit“ (ebd.) abzielt. Zweitens: „Was muss man über sich selbst wissen, wenn man bereit sein soll, auf irgendetwas zu verzichten?“ (ebd.) Auf der Suche nach Antwort stieß Foucault bei der Analyse antiker philosophischer Texte (z.B. von Sokrates, Platon) auf Praktiken, die er als Selbsttechniken bezeichnete. Eine dieser Techniken nannte er die „Sorge um sich“<sup>19</sup> und entzifferte sie als eine Hauptregel für das soziale und persönliche Verhalten, als Regel der Lebenskunst im antiken Griechenland, die den Menschen als Wesen definierte, dem die Sorge um sich anvertraut ist (Foucault 1989, 65). Die Selbsterkenntnis wurde als eine Folge der „Sorge um sich selbst“ etabliert. Im geschichtlichen Verlauf kam es jedoch zu einer Neubestimmung des Verhältnisses von Selbstsorge und der Selbsterkenntnis, die sich darin zeigt, dass in der Moderne im Unterschied zur Antike die Selbsterkenntnis zum fundamentalen Prinzip der Lebenskunst erhoben wurde und die Forderung „Erkenne Dich selbst“ Einzug hielt (vgl. Foucault 1984, 971).<sup>20</sup> Diese Veränderung sieht Foucault darin begründet, dass wir als „Erben der christlichen Moraltradition“ (ebd., 972) die Selbstsorge als unmoralisch ansehen, und die Selbstlosigkeit zu einem der obersten Prinzipien erhoben wurde. Einen weiteren Grund sieht er in der neuzeitlichen Philosophie, in der das erkennende Subjekt zum zentralen Moment der Erkenntnistheorie wurde. Wichtig ist aber, dass die Selbstsorge nicht verschwand, sondern unter der Aufforderung ‚Erkenne Dich selbst‘ weiter als Praktik vollzogen und ins alltägliche Leben integriert wurde, so vor allem in Form des Schreibens über sich selbst in Briefen an andere, eine Praxis die bereits früh (so z.B. bei Augustinus

---

19 Foucault spricht in diesem Zusammenhang von der Entwicklung einer „Kultur seiner selber“ (1989, 92).

20 In *Hermeneutik des Subjekts* (2004) legt Foucault ausführlich seine Analysen dar. Seine Thesen werden darin auch zusammenfassend dargestellt, vgl. dazu auch Foucault 1984.

oder im hellenistischen Zeitalter) entwickelt wurde, aber auch in Tagebüchern, die ab dem 18. Jahrhundert zunehmend als Medium herangezogen wurden (vgl. zur Nieden 1993, 34ff.): „Das Selbst ist etwas, worüber man schreibt, ein Thema oder ein Gegenstand des Schreibens.“ (Foucault 1984, 978; vgl. auch Foucault 1989, 70ff.)

Ging es in der Antike noch vor allem darum, sich mit dem Selbst in der Weise zu beschäftigen, dass es prüft und zwar in der Weise, dass man sich fragte, was man getan hatte und was man hätte tun können<sup>21</sup> („Subjekt rechten Handelns“, vgl. Gros 2004, 638) – also im Sinne einer Erinnerung –, so geht es mit der Etablierung des Christentums zunehmend um das Aufdecken eines angenommenen Geheimnisses und darum, dieses zu enthüllen („Subjekt wahrer Erkenntnis“, vgl. ebd., 638.). Die dabei vollzogene „Wendung zum Verzicht auf das Selbst“ (Foucault 1984, 985) wurde zum zentralen Merkmal der veränderten Selbsttechnik, entspricht der christlichen Bedeutung von Askese und vollzog sich auch in verbalisierter Form wie z.B. in der Beichte.<sup>22</sup> In diese Wendung wurde auch das Moment der ‚Wahrheit‘ integriert.

„Neben dem Glauben erheischt das Christentum von den Gläubigen noch eine eigentümliche Wahrheitsverpflichtung. Jeder hat die Pflicht, zu erkennen, wer er ist, das heißt, er soll ergründen, was in ihm vorgeht, er muss versuchen, Fehler, Versuchungen und Begierden in sich selbst ausfindig zu machen, und jedermann ist gehalten, diese Dinge entweder vor Gott oder vor den anderen Mitgliedern der Gemeinschaft zu enthüllen, also öffentlich oder privat gegen sich selbst auszusagen. Die Wahrheitsverpflichtungen hinsichtlich des Glaubens und hinsichtlich des Selbst sind eng miteinander verflochten. Dies ist die Bedingung der Möglichkeit einer Reinigung der Seele, die ohne Selbsterkenntnis nicht zu gewinnen wäre.“ (ebd., 990)

Diese Form der Wahrheitsverpflichtung beinhaltet den Verzicht auf den eigenen Willen und gründet auf Selbstaufgabe verbunden mit unbedingtem Gehorsam gegenüber dem Höheren, das das eigene Verhalten kontrolliert: „Das Selbst muss sich durch Gehorsam als Selbst konstituieren.“ (ebd., 995) Dieser Gehorsamsbeziehung liegt die Annahme zugrunde, dass es etwas gibt, was verborgen in einem existiert, was den Heils- und Bekenntniserwartungen widerspricht und der Selbsterkenntnis zuwiderläuft, und das es zu enthüllen und als tiefstes Geheimnis

21 Die Selbstsorge umfasst darüber hinaus verschiedene andere Tätigkeiten wie die Körper- und Gesundheitspflege, körperliche Bewegung, Lektüre, Gespräche mit anderen und maßvolle Befriedigung der Bedürfnisse (vgl. Foucault 1989, 70f.; 75ff.).

22 In diesem Zusammenhang sei auch auf Adorno/Horkheimer verwiesen, die in der *Dialektik der Aufklärung* ebenfalls die Entstehung des männlichen modernen Subjekts unter dem Aspekt der Natur- und Selbstbeherrschung innerhalb von Machtbeziehungen darstellen: „Das Erwachen des Subjekts wird erkaufte durch die Anerkennung der Macht als des Prinzips aller Beziehungen.“ (2000, 15)

zu entlarven gilt (z.B. über das Martyrium bzw., allgemeiner formuliert, das Opfer-Erbringen). Das Selbst lebt in diesem Sinne in ständiger Selbsttäuschung, die es mit allen Mitteln zu durchbrechen gilt. Foucault benutzt hier auch die treffende Beschreibung „Hermeneuten unserer selbst“ (ebd., 996).

Mit dieser Wahrheitsverpflichtung im Christentum als Heils- und Bekenntnisreligion wird die Selbsttechnik „Sorge um sich“ darüber hinaus zu einem so genannten Wahrheitsspiel. Dabei sind Entwicklung und Anwendung der Selbsttechniken nicht als allein von Macht kontrolliert anzusehen, aber auch nicht als allein von ‚freien Subjekten‘ umgesetzt, sondern sie vollziehen sich in einem engen Zusammenspiel mit Diskursen und Macht- und Herrschaftstechniken.

Die Wahrheitsspiele sind damit „nicht nur Formen des Sprechens und Denkens [...], sondern vor allem der Erfahrung und des Seins“ (Lemke 1996, 335). Erfahrung wird von Foucault nicht rein auf der Ebene des persönlichen Erlebten konzipiert, als solche existiert Erfahrung nur scheinbar, sondern ist verbunden mit Wissensformen und Machtprozessen,

„es ist die Gesamtheit dieser Beziehungen, die eine Erfahrung definieren. Wissen, Macht und Subjektivität konstituieren jeweils eigene Dimensionen von Erfahrung, die jedoch nicht für sich alleine, sondern nur in ihrem Verhältnis zueinander untersucht werden können. Dies bedeutet umgekehrt, dass es nicht mehr möglich ist, von einer ursprünglichen und unmittelbaren Erfahrung auszugehen, um sie dann mit Wissenstypen und Machtformen zu konfrontieren. Erfahrung bezeichnet in dieser Konzeption keinen Ausgangspunkt; sie ist vielmehr das Resultat von Praktiken, die sie konstituieren.“ (Lemke 1996, 266)

Somit ist Erfahrung historisch konstituiert, was auch bedeutet, dass es keine ‚wahre‘ oder ‚echte‘ Erfahrung gibt. Erfahrung ist etwas, worin das Subjekt nicht dasselbe bleibt, aus der es als ein anderes hervorgeht. Erfahrung bezieht sich dabei immer auch auf eine kollektive Praxis (Foucault 1980, 58), d.h. sie ist an gesellschaftliche Muster und Vorgaben gekoppelt, sodass man unter Erfahrung eine Korrelation verstehen sollte, „die in einer Kultur zwischen Wissensbereichen, Normativitätstypen und Subjektivitätsformen besteht“ (Foucault 1991, 10). Diese Zusammenhänge und Wechselbeziehungen sind auch Ausgangspunkt der Biographieforschung, die die in einer biographischen Erzählung artikulierten Erfahrungen in Wechselwirkung mit gesellschaftlichen Vorgaben fasst. Denn ihr geht es als Teilgebiet der Soziologie nicht nur um die Sammlung und „analytisch-historisierende Nacherzählung von Erfahrungen“, sondern auch um die soziale „Konstitution, Speicherung und Weitergabe von Erfahrung“ (Soeffner 1999, 44). Dies bedeutet diskursanalytisch gesprochen, dass mit den Wahrheitsspielen ein so genanntes Erfahrungsfeld eröffnet wird, in dem Diskurse nicht nur eingrenzen und Zuschreibungen festlegen, „was ein Individuum allmählich

wird“, sondern Diskurse vielmehr „in den Individuen ‚Techniken des Selbst‘ in Gang“ setzen: „Individuen perpetuieren durch ihre Praxis Diskurse, sie werden durch sie konstituiert und sie verinnerlichen sie, wodurch sie sich selbst normalisieren.“ (Etzemüller 2003, 79f.)

Dies bedeutet auch, dass die über Diskurse konstituierten Wahrheitsakte als normativ geregelte Vorgaben für das Alltagshandeln begriffen werden können, als Orientierungsmuster für Handlungen (Bühmann/Schneider 2008, 26f.). In wissenssoziologischer Begrifflichkeit kann auch formuliert werden, dass menschliche Wahrnehmungsweisen Ausdruck der diskursiven objektivierten Wissensordnungen sind, welche eben über Sozialisationsprozesse quasi eingesetzt werden (ebd., 28). An diesem Punkt, an dem Diskurse im Medium des Wissens aber auch als gesellschaftliche Praktiken konstituiert sind, kann eine weitere Verknüpfung zur biographietheoretischen Perspektive hergestellt werden. Denn die Zuschreibung von Sinn an biographische Erlebnisse ist an diese diskursiven objektivierten Wissensordnung gebunden und orientiert sich an normativen Regeln des Wissens. Diskurse strukturieren somit biographische Erfahrung und können sowohl auf der Ebene des Erlebens als auch auf der Ebene der Narration als biographische Matrizen begriffen werden, indem sie als „Strukturmuster gesellschaftlicher Ordnung“ (Bublitz 1999, 24) fungieren und die Lebenswelt (mit)konstituieren. In dieser Lebenswelt finden Biographien ihren Ausdruck und werden durch diese geformt, strukturiert und orientieren sich an deren sinnhaftem Aufbau. Diskurse stellen Handlungs- und Deutungsmuster zur Verfügung, anhand derer Subjekte ihr Alltagshandeln und ihre Selbstbilder stabilisieren und generieren können (vgl. Schäfer/Völter 2005, 179). Auch (diskursiv hergestellte) Erfahrungen sind Teil dieser Muster und stellen über soziale Vermittlung die Basis für Selbstpraktiken, Subjektivierungsweisen und deutendes Tätig-Sein dar, durch das die Bedeutungs- und Sinnwelten individuell verinnerlicht und verarbeitet werden.

### 2.3.2 *Biographie als diskursive Praxis*

Frédéric Gros hält bezüglich der *Hermeneutik des Subjekts* auch fest, dass damit eine Geschichte der „Wahrheitsakte“ geschrieben werden sollte, „eine Geschichte jener Handlungen, die als regelgerechte Verfahren zu verstehen sind und das Subjekt an eine Wahrheit binden, *ritualisierte Akte*, in deren Verlauf ein bestimmtes Subjekt sein Verhältnis zu einer bestimmten Wahrheit festlegt“ (Gros 2004, 618f., Herv. P-W.). Das Erleben, aber vor allem das Erzählen einer Biographie kann als eben solch ein ritualisierter Akt verstanden werden – ein sich zu sich selbst in Bezug Setzen.

Die biographische Erzählung fungiert als diskursive Praxis, in der Selbsttechniken insbesondere des ‚Geständnis-Ablegens‘ zur Anwendung kommen. Das eigene Leben zu deuten, sich selbst zu deuten, das Erlebte und die Selbst-Wahrnehmung – sich eine ‚eigene Identität‘ zu geben – ist inhärenter Teil einer biographischer Erzählung und somit Ausdruck von Subjektivierungsweisen (Praktiken des Selbst-Verständnisses und den damit verbundenen Handlungs- und Verhaltensweisen). Das biographische Erzählen ist damit eine Äußerungsform von gesellschaftlich regulierten Verhaltensmustern und produziert gleichzeitig als Ausdrucksform eines Alltagsdiskurses Wahrheit und legitimiert diese bzw. positioniert sich zu ihr. Diskurse werden dabei in biographischen Erzählungen aktualisiert. Doch nicht nur in der Darstellung, auch hinsichtlich der biographischen Handlungen und des Erlebens selbst bildet das Prinzip der Selbstsorge ein konstitutives Moment, da es die Beziehung zur Welt, zu einem Selbst und zu anderen reguliert, als „wachsame Angespanntheit eines Selbst, das vor allem darauf achtet, nicht die Kontrolle über seine Vorstellungen zu verlieren und sich nicht von seinen Schmerzen und Lüsten vereinnahmen zu lassen“ (ebd., 652), mit dem Ziel, ein stabiles und umfassendes Selbstverständnis zu erlangen. Mit anderen Worten besteht die Anforderung an das moderne Subjekt darin, eine konsistente und damit alles Widersprüchliche und Nicht-identische ausklammernde Einheit zu kreieren – nicht nur in der Präsentation anderen, sondern auch sich Selbst gegenüber, auch in der Unmittelbarkeit des Erlebens (vgl. Pohn-Weidinger/Lauggas 2012. Damit ist keineswegs gemeint, dass von einer Substanz des Subjekts auszugehen ist, ein dem Subjekt inhärentes Wesen, sondern vielmehr, dass Subjekte sich über Selbsttechniken historisch konstituieren und dass viele verschiedene Formen des Selbst möglich sind bzw. wären, sodass auch von einer „Dezentrierung des Subjekts“ (Lemke 2004, 266; vgl. Hall 1994a, 180 u. 193ff.) gesprochen werden kann. Gerade darin ist auch zu erkennen, dass Individuen sich über Selbsttechniken subjektivieren und diese Subjektivierungsprozesse durchaus gestalten können bzw. ihre so genannte ‚Identität‘ aus verschiedenen, vielfältigen Subjektpositionierungen entwickeln können. In dieser Gestaltungsfreiheit bleiben Subjekte dennoch der Forderung nach Einheit unterworfen. An dieser Stelle sei angemerkt, dass Subjekt und Identität nicht als dasselbe gedacht werden, sondern davon ausgegangen wird, dass das Konzept der Identität an Subjekte herangetragen wird und sie dazu aufgefordert werden, sich entsprechend der gesellschaftlichen Vorstellung von Identität wie hier beschrieben zu entwickeln, sodass vom Druck gelingender Identitäten (Keupp u.a. 2006, 21) gesprochen werden muss, aber auch von der Idee eines unteilbaren Subjekts, einem Subjektverständnis, das sich allerdings nicht mehr mit den modernen All-



tagserfahrungen vereinbaren lässt.<sup>23</sup> Das Subjekt stellt keine Substanz dar, sondern vielmehr eine Form, sodass Foucault die Frage stellt:

„Kann man sagen, dass das Subjekt die einzige mögliche Existenzform ist? Kann es nicht auch Erfahrungen geben, in deren Verlauf das Subjekt nicht mehr gegeben wäre in seinen konstitutiven Funktionen, in dem, was es an Identischem-mit-sich hat? Gäbe es nicht also Erfahrungen, in denen das Subjekt sich auflösen, das Verhältnis zu sich zerbrechen, seine Identität verlieren könnte?“ (Foucault 1980, 62)

Diese nicht nur bei Foucault<sup>24</sup> analysierte Anforderung an das moderne Subjekt und die damit verbundene Kritik am herrschenden Subjekt-Diskurs wird in der Biographieforschung mittlerweile als regulative und inspirierende Idee verhandelt (Schäfer/Völter 2005, 178), vor allem auch hinsichtlich der Rolle der Biographieforschung bei der Produktion des modernen Subjektdiskurses. Denn das Besondere der Selbsttechnologien liegt auch in ihrer Wirkmächtigkeit, im Sinne ihrer Fähigkeit, Kontinuität angesichts historischer Veränderung aufrechtzuerhalten, sich also in dieser über Transformation zu behaupten und diese mitzugestalten. Beachtet man die historische Entwicklung der modernen Wissenschaft, so wird dort die These formuliert, dass die Technik der verbalisierten Selbstenthüllung im Vergleich zum Verzicht auf das eigene Selbst, wie er im Christentum forciert wurde, zunehmend größeres Gewicht erlangte:

„[S]eit dem achtzehnten Jahrhundert und bis in die Gegenwart sind die Techniken der Verbalisierung von den so genannten Sozialwissenschaften in einen anderen Kontext transformiert worden, wo sie instrumental der Herausbildung eines neuen Selbst dienstbar gemacht werden. Die Anwendung dieser Techniken, ohne die ursprünglich mit ihnen verknüpfte Verzichtleistung einzufordern, markiert einen historischen Bruch.“ (Foucault 1984, 998f.)

Trotz dieses Bruchs gilt für die verbalisierte Selbstenthüllung nach wie vor die Anforderung, eine von ‚Wahrheit‘ gestaltete Beziehung zu sich selbst herzustellen, sich zu prüfen und zu deuten. Dieser Prozess wird durch die Sozialwissenschaften unterstützt, ja herausgefordert und evoziert, indem sie Methoden ver-

23 Zu einer exemplarischen Darstellung der veränderten Alltagserfahrung wie z.B. Pluralisierung, Individualisierung, Verlust des identitären Bezugs über die Erwerbsarbeit usw. in spätmodernen Gesellschaften vgl. Keupp u.a. 2006, 45ff).

24 Exemplarisch sei an dieser Stelle zum einem der zivilisations- und herrschaftskritische Ansatz bei Adorno/Horkheimer 2000 genannt, in dem das Subjekt als männlicher Charakter gefasst wird, der sich über die Beherrschung der äußeren und inneren Natur definiert; und zum anderen der Ansatz von Stuart Hall (1994, 1994a, 2004), in dem er von einer Identität von postmodernen Subjekten ausgeht, die als dezentriert, fragmentiert und widersprüchlich anzusehen sind; beiden Ansätzen gemeinsam ist, dass das Subjekt als historisch bedingt zu begreifen ist.

wenden, die Subjekte dazu auffordern, sich selbst zu verbalisieren<sup>25</sup> und damit auch einer ‚Geständnispflicht‘ nachzukommen. Denn in diesen Settings kommen mehrere Techniken zur Anwendung, wie das Zuhören, das Fragen, aber auch das Schreiben (Gros 2004, 608), mit denen die ‚Wahrheit‘ in einer Rede über sich selbst evoziert wird. Damit wird die Anforderung einer Einheit und des über sich Wahr-Sprechens aktualisiert, und damit steht die Biographieforschung nicht außerhalb der Produktion bestehender Subjektivierungsweisen moderner Subjekte und kann mittlerweile auch als Teil jener sozialen Institutionen (wie Beichte, Psychoanalyse, Tagebuch oder Memorien) angesehen werden, die als Biographiegeneratoren eine „Rückbesinnung auf das eigene Dasein gestatten“ (Hahn 1987, 12).

Allerdings muss auch davon ausgegangen werden, dass die ‚Einheit des Subjekts‘ nicht unbedingt lebbar ist, man also auch immer ein dezentriertes, fragmentiertes, in Hallischen Begrifflichkeiten hybrides Subjekt (vgl. 1994a, 209) mit Widersprüchlichkeiten, Brüchen usw. ist. Es tut sich also auch hier eine Differenz zwischen biographischer, mündlicher wie schriftlicher Darstellung und ‚gelebter‘ Biographie auf, die die biographische Analyse nicht außer Acht lassen darf. Sie muss demnach nicht nur der Frage nachgehen, in welcher Art und Weise man sich in der Gegenwart einem vergangenen Erlebnis zuwendet, was der Vergangenheit nicht entsprechen muss, sondern auch beachten, in welchen Wahrheitsakten die Biographieforschung selbst verstrickt ist – was wiederum bedeutet, einen theoretisch und methodisch reflexiven und kritischen Umgang in Bezug auf die Reproduktion eines einheitlichen Subjekts zu finden. In diesem Sinne ist die ‚regulative Idee‘ zu verstehen.

Diese Überlegungen stellen die Rahmung der Thematisierung von Biographie als diskursive Praxis dar und sollten immer mitbedacht werden. Denn die Frage nach gesellschaftlich vermittelten subjektiven Handlungspräferenzen und Interpretationsvorgängen – wie sie in erster Linie die Biographieforschung fokussiert – beinhaltet auch die Verbindung der bereits beschriebenen normativen diskursiven Subjektpositionierung/-formierung (‚Einheit des Subjekts‘), wie sie auch von den Sozialwissenschaften herangetragen wird, mit Subjektivierungsweisen, die über Selbstpraktiken im Alltagshandeln und Erzählungen umgesetzt werden. Gerade hinsichtlich biographischen Erlebens und dessen Darstellung sind beide Bereiche auf das Engste miteinander verknüpft und müssen theoretisch, aber auch empirisch zusammen gedacht bzw. müssen deren Verbindung zueinander geklärt werden.

Begreift man Biographie als diskursive Praxis, die in Wahrheitsakte eingebunden ist und einen Modus, einen ritualisierten Akt darstellt, in dem Einheit

---

25 Alois Hahn (1987) spricht auch von einem gesellschaftlichen Angebot von Selbstthematisierungsmöglichkeiten, in denen ein Individuum ein „object to itself“ (11) werden kann.

hergestellt wird, so stellt sich darüber hinaus die Frage, auf welche Art und Weise sich diese Herstellung vollzieht und wie dies empirisch nachvollzogen werden kann.

## **2.4 Die ‚Einheit des Subjekts‘ im Medium der Narration**

Die Technik der verinnerlichten Geständnispflicht sowie die Aufforderung, das eigene Leben in einen einheitlichen Zusammenhang zu bringen, vollzieht sich im Kontext sozialwissenschaftlicher Forschung im Moment der Produktion biographischer Interviews. Im biographisch-narrativen Interview erzählt jemand auf eine Aufforderung hin von seinem/ihrer Leben, bringt die Ereignisse in einen Zusammenhang und aktualisiert dabei vergangene und gegenwärtige diskursiv strukturierte Sinnzuschreibungen und Bedeutungszusammenhänge. Das Interview ist von Selbsterkenntnis getragen und auch vom gesellschaftlichen Druck, Rechenschaft über sich abzulegen, auch wenn die Fragemethodik versucht, Erzählstrukturen zu unterstützen und zu generieren, um Argumentationsstrukturen als Ausdruck von Alltagstheorien bzw. Legitimationsstrategien zu vermeiden. In dieser Vereinheitlichung muss das eigene komplexe Leben selektiv erzählt werden. Diese Auswahl ist dabei in hohem Maße von den jeweiligen Kontexten abhängig. Sie verläuft im wissenschaftlichen Kontext anders als im religiösen, therapeutischen oder gerichtlichen Zusammenhang. Auch die Möglichkeiten der Selbstthematisierung sind je nach Kontext unterschiedlich wie auch deren Funktion (Hahn 1987, 16f.).

Was allerdings in allen Kontexten ähnlich vollzogen wird, ist die Herstellung einheitlicher Subjekte, jene identitären Zusammenhänge, die Widersprüchlichkeiten ausklammern, denn über „die Bekenntnisformen wird dann nicht einfach Vergangenheit reproduziert, sondern die Einheit eines Sinnzusammenhangs der Identität faßlich gemacht“ (ebd., 17). Schäfer/Völter sprechen von einem dreistufigen Prozess, der in der Interviewsituation in Gang gesetzt wird und zu einer „Produktion des Selbstverständnisses“ (2005, 168) führt. Erstens werden – oftmals erstmals – umfassend Erlebnisse und Gefühle dargestellt, voneinander abgegrenzt und fokussiert. Die Darstellung erfolgt nicht frei, sondern basierend auf Diskursen. Dabei wird eine „innere Kohärenz des Textes“ (ebd.) hergestellt, allerdings wird diese Kohärenz „keineswegs ‚natürlicherweise‘ von den BiographInnen angestrebt“ (ebd., 169), sondern entspricht zum einem einer soziale

Erwartung, zum anderen beruht sie auf so genannten Erzählschwängen<sup>26</sup> und der kognitiven Figur der Gesamtgestalt von Lebensgeschichten (ebd., 169; vgl. Schütze 1976, 1987). Als zweiten Aspekt nennen Schäfer/Völter den Umstand, dass im Moment des Erzählens ein Wahrheits- und Authentizitätsanspruch zum Tragen kommt – im Sinne einer Wahrheit des Selbst, „die objektive Gestalt des Selbst, die zur Identifikation auffordert“ (2005, 169), sodass die beiden Autor/innen einfordern, dass sich die Biographieforschung nicht zur ‚Komplizin‘ eines Wahrheitsdiskurses macht, d.h. sich „die biographische Forschung (in ihrer Erhebungs-, Analyse- und Darstellungspraxis) also abstinert gegenüber Authentizität und Wahrheit unterstellenden ‚inputs‘ verhalten“ (ebd.) sollte. In diesem Prozess vollzieht sich die narrative Produktion eines einheitlichen Lebenszusammenhangs.

Doch was kann es genau bedeuten, nicht Komplizin eines Wahrheitsdiskurses in Bezug auf die Analyse von Biographien zu werden? Zunächst sensibilisiert die diskursanalytische Perspektive für die historische Einbettung konkreter Biographien und fordert dazu auf, die jeweiligen Macht- und Wissenskontexte miteinzubeziehen, in denen Biographien ihren Ausdruck finden (können), wodurch die Wahrheitsdiskurse in Biographien durchbrochen werden können. Diskurse sind dabei auch an Orte gebunden oder an kulturelle Kontexte, wie etwa der Opferdiskurs in Österreich ein anderer ist als in Deutschland, andere Diskurse wie z.B. in Bezug auf das Geschlecht sind sich hingegen ähnlich. Es mag heute selbstverständlich erscheinen zu sagen, dass der nationale Opferdiskurs in Österreich nicht der ‚Wahrheit‘ entspricht und auch nicht mehr die Position eines Wahrheitsdiskurses in Bezug auf den Umgang mit dem Nationalsozialismus und seiner Verbrechen einnimmt, da er teilweise vom wissenschaftlichen Diskurs durchbrochen und als ‚Mythos‘ entlarvt wurde, sodass er als Wahrheitsdiskurs seine Legitimität maßgeblich verloren hat und seine normalisierende Wirkung geschwächt wurde. Doch wenn ich dieses diskursiv umkämpfte Feld nicht beachte und mich sozusagen den Deutungsmustern des nationalen Diskurses als Wahrheitsdiskurs anschließe, trage ich ihn mit und er wird meine interpretative Perspektive auf Biographien bestimmen. Und selbst wenn dieses Feld mit bedacht wird, wirkt er, da meine eigene Biographie in hohem Maße damit verbunden ist – als in Österreich aufgewachsene Forscherin. Als Beispiel möchte ich die Analyse der Biographie von Katharina Müller nennen: Wie zu zeigen sein

---

26 Erzählschwänge bzw. Zugzwänge des Erzählens entfalten sich in Erzählungen und wirken dahingehend, dass mehr erzählt wird als vielleicht im Vorfeld beabsichtigt, um eine Erzählung verständlich werden zu lassen. Fritz Schütze spricht vom Gestalterschließungszwang, der sich darauf bezieht, dass eine Geschichte einen Anfang und ein Ende haben sollte; vom Kondensierungszwang, der dahingehend wirkt, dass bestimmte Aspekte erzählt werden müssen, damit eine Erzählung verständlich wird; und dem Detaillierungszwang, der bedeutet, dass ausreichend Details erzählt werden müssen (vgl. Schütze 1977, 224; Rosenthal 2008, 141f. ).

wird, basiert die biographische Selbstdarstellung von Katharina Müller maßgeblich darauf, sich nicht als überzeugte Nationalsozialistin zu präsentieren, sondern als unpolitische ‚Hitlerverehrerin‘ und damit letztlich als Opfer ihrer Verehrung und des Nationalsozialismus. Dieses Erzählmuster entspricht der Übernahme einer diskursiven Subjektposition insbesondere für Frauen in Bezug auf ihre Involviertheit in den Nationalsozialismus und seiner Verbrechen. Während der Analyse war es immer wieder zentral, nach der Bedeutung dieser Darstellung zu fragen, vor allem in Verbindung mit ihrem Erleben von sexueller Gewalt. Im Gegensatz zur Hitlerverehrung wird diese Erfahrung aufgrund tabuisierender Diskurse fast vollständig aus der Darstellung verbannt und auch zum Zeitpunkt des Erlebens versucht zu integrieren, indem sich Katharina die Frage stellt, wer wen verführt. Doch was wird hier als ‚Wahrheit‘ angeboten? Eine nach außen offensichtlich angebotene Opferkonstruktion, um die NS-Involviertheit und ideologische Überzeugung zu verbergen, sowie eine verdeckte, da tabuisierte Opferkonstruktion. Während der Analyse stellten beide narrativen Konstruktionen eine Herausforderung dar, da sie nicht miteinander vermischt werden sollten. Ich habe in der ersten Analysephase Katharina Müllers angebotene ‚Wahrheit‘ ihrer Hitlerverehrung aktiv aufgenommen, ihre NS-Involviertheit ignoriert und wie sie selbst verharmlost, ihre Biographie letztendlich als Opferbiographie gelesen, legitimiert auch durch ihre sexuellen Gewalterfahrungen. Im Analyseprozess wurde die angebotene ‚Wahrheit‘ der unpolitischen Hitlerverehrerin von mir aufgenommen und um den Opferdiskurs bezüglich sexueller Gewalt erweitert. Erst die kritischen Anmerkungen von Kolleginnen in den regelmäßig stattfindenden Forschungswerkstätten von Prof. Gabriele Rosenthal am Sozialwissenschaftlichen Methodenzentrum an der Universität Göttingen haben mich auf die fehlende Differenzierung der Opferpositionen und deren Funktionen aufmerksam gemacht, und erst damit eröffneten sich in der Analyse die Lesearten einer Frau, die eine überzeugte und aktive Nationalsozialistin und Opfer sexueller Gewalt war.

In Bezug auf den zweiten Fall Emma Zednik gestaltete sich die diskursive Verstrickung anders. So musste hier immer wieder aktiv der Diskurs durchbrochen werden, wonach jemand, die aus einer sozialistischen Familie stammt und mit einem Antifaschisten verheiratet war, keine Nationalsozialistin sein konnte. Die Tendenz, diesen Diskurs über die biographische Präsentation zu legen, war zu jedem Zeitpunkt der Interpretation gegeben und damit die Gefahr, bestimmte andere Verläufe zu missachten.

Schäfer/Völter sprechen in Anlehnung an Foucault weiters von einer „Produktion epistemischer und praktischer Orientierungen“, die als dritter Aspekt den Lebenszusammenhang typisieren und identitär fixieren, der „jedoch vorher, im Fluss des Alltagslebens mit seinen vielfältigen Anforderungen und Interaktions-

situationen, in der Regel auf diese Weise gar nicht existent oder zumindest in dieser Form nicht greifbar, profiliert oder sinnhaft gegeben war“ (ebd., 170).

Gerade hier zeigt sich wieder die enorme Bedeutung der analytischen Trennung von erlebter und erzählter Lebensgeschichte, und zwar unter dem Aspekt, dass die erzählte Lebensgeschichte das Erleben durchaus vereinheitlicht und alles Widersprüchliche, Nicht-Identische und Differenten versucht auszuklammern oder auf bestimmte Weise zu integrieren, wie sich ja auch vor allem an narrativen Textstrukturen wie z.B. Deckgeschichten oder auch an verdichteten Situationen zeigt.<sup>27</sup> Auch wenn man durchaus argumentieren kann, dass gerade eine biographisch-narrative Interviewführung darauf abzielt, die von Alltags- und Eigentheorien dominierte Darstellungsweise durch erzählgenerierende Nachfragen zu durchbrechen, und dies auch häufig zu neuen Erinnerungen, Relativierungen und Zusammensetzungen führt, bedeutet dies keineswegs die Möglichkeit, sich außerhalb der hier wirkenden diskursiven vereinheitlichenden Subjektivierungsformen zu stellen oder deren Wirkung ignorieren zu können. Eine ständige – wie auch von Schäfer/Völter geforderte – Reflexion in allen Phasen der biographischen Forschung ist unumgänglich, um nicht den vorherrschenden Subjektdiskurs unreflektiert zu reproduzieren. Dafür ist es auch essentiell, die Herstellung von Identitäten bzw. von vereinheitlichten Lebenszusammenhängen miteinzubeziehen, sowohl auf der Ebene der Erzählung wie auch auf der des Erlebens. Vor allem auch dann, wenn man ernst nimmt, dass die Selbsttechniken der Vereinheitlichung und Herstellung einer Wahrheit zu sich selbst nicht unbedingt Ausdruck des Erlebens selbst sein müssen, sondern zuallererst Ausdruck diskursiver Subjektpositionen. Es stellt sich damit die Frage, auf welche Art und Weise ein einheitlicher Zusammenhang produziert wird, und welche Brüchigkeiten und Widersprüchlichkeiten darüber eingegeben werden. Auch Heiner Keupp und seine Forschungsgruppe stellen fest, dass es noch offen ist, „womit dieser Prozeß in seinen verschiedenen Schritten vom Subjekt aus konstruiert wird. Oder anders gefragt: Was ist das Mittel der Verknüpfungsarbeit?“ (Keupp et al. 2006, 207) Diese Frage ist auch für die Biographieforschung zentral, wenn sie auch andere Begrifflichkeiten dafür findet. So geht sie in ihren erzähltheoretischen Ansätzen von der Gestalt einer Erzählung aus, in der die Biographin eigenerlebte Erlebnisse in einen sinnvollen Zusammenhang bringt. Dieser Zusammenhang entspricht nicht nur der bereits ausführlich dargestellten narrativen Ausdrucksform der Anforderung, ein einheitliches Subjekt zu kreieren, sondern ist darüber

---

27 Deckgeschichten/-erinnerungen entspringen entwicklungspsychologischen Wendepunkten und haben die Funktion, bedeutende, meist auch bedrohliche Erlebnisse zu ‚überdecken‘ bzw. dienen als Ersatzerzählung. Auf diese Weise wird das Erlebte auch erzählbar. Verdichtete Situationen beziehen sich auf wiederholte und immer wieder erlebte Erlebnisse, die in einer Situation erzählt werden. Zur Textgestalt und -struktur siehe Rosenthal 1995, insbes. 130-161.

hinaus auch notwendig, um dem sozialen Umfeld (das auch die Interviewerin inkludiert) die eigene Geschichte verständlich zu machen. Allerdings darf die Konzeption der Gestalt einer Erzählung und der methodische Umgang damit nicht dahingehend missverstanden werden, dass die biographietheoretische Perspektive einen einheitlichen, konsistenten Zusammenhang unterstellt, den es zu erfassen gilt (vgl. Nassehi/Saake 2002, 71; Schäfer/Völter 2005, 174ff.). Vielmehr geht es gerade darum, zu erfassen, wie Erzählerinnen diese Gestalt herstellen und durch welche Auslassungen und Glättungen sie vollzogen wird. D.h. welche erlebten Erlebnisse würden die Gestalt bzw. eine bestimmte Form der biographischen Selbstpräsentation gefährden, wenn sie erzählt würden (vgl. Kap. 4.2.)? In der Verknüpfung mit der diskurstheoretischen Perspektive ist die Frage zu stellen: „[W]elche Diskurse formen und produzieren die Selbstpräsentationen? In welchen Kontexten oder Interaktionen wurden diese angeeignet und welche sozialen Funktionen innerhalb relevanter Interaktionsbeziehungen und Bezugssysteme haben sie?“ (Schäfer/Völter 2005, 174) Dies bedeutet darüber hinaus, dass es auch nicht darum geht, eine einheitliche biographische Struktur herauszufiltern. Dennoch scheint die Begrifflichkeit darauf hinzuweisen, dass ein identitärer Zusammenhang unterstellt wird. So schreibt Rosenthal:

„Die erlebte Lebensgeschichte birgt selbst schon einen Zusammenhang in sich, da das Leben aufgrund der Kontinuität im Ablauf des Erlebens und der Kohärenz aufgrund *eines mit sich selbst identischen Subjekts*, auch als zusammenhängend erfahren wird. Ein Zusammenhang ist bereits im unmittelbaren Erleben der sozialen Welt gegeben, ohne dabei eines koordinierenden Agens zu bedürfen. [...] So entsteht bereits ein Zusammenhang der einzelnen Erlebnisse durch deren jeweilige Einordnung in den Erfahrungszusammenhang der Subjekte. Auch bei Veränderungen, Brüchen und Diskontinuitäten bleibt doch immer das Zentrum des Erlebens das Subjekt und dadurch alleine ergibt sich bereits ein Zusammenhang.“ (Rosenthal 1995, 133, Herv. P-W.)

Schäfer/Völter (2005) haben sich in ihrem Artikel kritisch mit dieser Textstelle beschäftigt und problematisieren, ob sich nicht dennoch die Vorstellung eines inneren (einheitlichen) Kerns des Subjekts in die biographietheoretischen Überlegungen einschleicht, der an anderen Stelle von Rosenthal verworfen wird, wenn sie fordert, Brüchigkeiten und Inkonsistenzen zu beachten, denn die „biographische Selbstpräsentation mit den Erzählungen biographischer Erlebnisse sowie theoretischen Kommentaren über den eigenen Lebensweg dient ja gerade zur Herstellung von Konsistenz oder Kontinuität“, sodass die erzählte Lebensgeschichte die Funktion besitzt, „mit den Wechseln, den Brüchen, der Zerrissenheit des Lebens [...] besser leben zu können“ (Rosenthal 1995, 133). Dies bedeutet, dass es sich nicht um die Vorstellung handelt, dass das Subjekt über die Zeit



hinweg immer das Gleiche bleibt (Schäfer/Völter 2005, 175), oder angenommen wird, dass es ein authentisches Erleben bzw. ein diskursunabhängiges Erleben auf Basis eines inneren Identitätskerns geben würde. Schäfer/Völter halten dennoch fest, dass es unklar bleibt, was mit einem „mit sich selbst identischen Subjekt“ gemeint sein kann, wenn die Vorstellung eines inneren Kerns des Subjekts verworfen wird. So nehmen sie an, dass sich die Formulierung auf den inneren Zusammenhang unterschiedlicher Lebensäußerungen in unterschiedlichen Lebensbereichen bezieht (ebd., 176), da ja davon ausgegangen wird, dass eine Struktur bzw. Gestalt entwickelt wird, eine „biographische Sinnstruktur“ (Wohlrab-Sahr 2002, 15), womit ein Erfahrungszusammenhang bezeichnet wird, der ein Regelsystem aufweist, das potentiell in alle Erfahrungsbereiche hineinwirkt. Zustimmung würde ich diese Vermutung noch um den Umstand erweitern bzw. dahingehend präzisieren, dass der moderne Subjektdiskurs auch als die Erfahrung strukturierend nicht nur auf der Ebene der Darstellung wirkt, sondern auch auf der Ebene des Erlebens, also in dem Moment, in dem Erlebnissen Sinn zugewiesen wird und sie in den eigenen Lebenszusammenhang sinnvoll integriert werden müssen. Diese Integration folgt der Anforderung der Vereinheitlichung, aber dies ist nicht gleichbedeutend mit der Vorstellung einer Einheit des Subjekts bzw. einem inneren Kern, sondern mehr als ein Wissen um diesen vereinheitlichten Integrationsprozess zu verstehen. Und es bedeutet auch nicht, dass nicht Brüche und Widersprüchlichkeiten erlebt werden, diese müssen jedoch aktiv in den eigenen Lebenszusammenhang integriert werden. Das Moment der Narration ermöglicht solch eine Integration, worauf weiter unten noch einzugehen sein wird. An dieser Stelle soll vorerst noch einmal festgehalten werden, dass es gilt, die Brüche und Inkonsistenzen zu erkennen und zu rekonstruieren, um den modernen Subjektdiskurs nicht von wissenschaftlicher Seite her unreflektiert zu reproduzieren und die angebotene biographische ‚Wahrheit‘ nicht einfach zu übernehmen.

Als Beispiel sei Emma Zedniks biographische Selbstpräsentation genannt, die davon geprägt ist, ihre Biographie als Armutsgeschichte zu präsentieren. Damit kann sie ihre widersprüchlichen, problematischen und kaum zu integrierenden, da traumatisierenden Erfahrungen integrieren und ihr Leben als Einheit darstellen bzw. überhaupt erst erzählbar machen. Diese Geschichte aktiv im Interpretationsprozess zu durchbrechen, stellte insofern eine Herausforderung dar, da Emma Zednik bereits zum Zeitpunkt des Erlebens alles unter dem Aspekt der Armut interpretierte und dies nicht nur eine Erzählstrategie im Rückblick darstellt. Die Opferkonstruktion über die Armut betrifft wohl ihr Erleben, ist aber auch jener rote Faden, anhand dessen sie ihre gesamte Lebensgeschichte vereinheitlichend darstellen kann. In diese Vereinheitlichung greift die von Rosenthal entwickelte biographische Methode ein. Durch ihr rekonstruktives und sequenzi-

elles Vorgehen können die ‚Unebenheiten‘, Veränderungen, Brüche und Widersprüchlichkeiten erfassen werden, im Gegensatz zu einem subsumptionslogischen methodischen Vorgehen, bei dem die Gefahr größer ist, zu ebenen bzw. diese erst gar nicht als von der Vereinheitlichung abweichend zu erkennen. Im Falle von Emma Zednik betreffen diese Veränderungen und Widersprüchlichkeiten ihren sozialen Aufstieg im Nationalsozialismus.

Aber auch die Darstellung der bereits erwähnten Biographie Katharina Müllers kann als Beispiel dienen. Sie integriert ihre Erfahrungen sexueller Gewalt über das Thema Verführung im Nationalsozialismus und erschwert damit die Analyse der Gewalt an sich. Gegenüber sich selbst integriert sie diese eine Biographie zerrüttende Erfahrung in Richtung einer Vereinheitlichung der Themen: Verführung im Kontext sexueller Gewalt und Verführung im Nationalsozialismus, und dieses „Alles ist Verführung“ ermöglicht eine Verharmlosung gegenüber sich selbst – und gegenüber mir als ZuhörerIn.

Schäfer/Völter schlagen darüber hinaus vor, stärker darauf zu fokussieren, was mit ‚Regel‘ oder ‚Sinnstruktur‘ genau gemeint ist, und zu fragen, ob alle Handlungen und Deutungen dadurch erfasst werden können:

„Wäre es schließlich, angesichts der Foucaultschen Genealogie des Subjekts, die ja – zumindest, was die Diagnose des modernen Subjekts angeht – auch von den TheoretikerInnen der Biographieforschung geteilt wird, nicht konsequenter, man ließe auch auf theoretischer und ggf. methodologischer Ebene ungeklärt, ob es eine Einheit des Subjekts gibt oder nicht, um ein identitätslogisches Denken ex ante zu vermeiden? In jedem Fall ließe sich innerhalb der Biographietheorie noch genauer unterscheiden zwischen den im Alltag zu beobachtenden Phänomenen und den subjekttheoretischen Prämissen der Forschung. Das hieße z.B., dass man auch die Prämisse zuließe und methodologisch ausbuchstabierte, dass es bei den BiographInnen eine – je empirisch zu rekonstruierende – Vielfalt von subjektiven Handlungs- und Deutungsstrukturen bzw. von lebensgeschichtlichen oder biographischen Elementen und Diskursen geben kann, die punktuell ineinander fließen, strukturell, systematisch und regelhaft verbunden sein, die aber auch nebeneinander unverbunden existieren können.“ (Schäfer/Völter 2005, 177)

Diesem Vorschlag ist zuzustimmen, vor allem auch dahingehend, um nicht „(vermeintliche) psychologische Grundproblematiken der Befragten als Elemente ihres ‚tiefen Selbst‘ zu deuten und zu behaupten, dass diese alle ihre Lebensäußerungen ‚erklären‘ könnten“ (ebd., 178). Methodisch umzusetzen wäre dies in der bereits erwähnten konsequenten rekonstruktiven und sequentiellen Vorgehensweise, der Vermeidung linearer Erklärungsansätze und dem Knüpfen eines semantischen Netzes von logischen Beziehungen, „in dem sich alle Handlungen, Gedanken oder Gefühle des/r BiographIn ‚verfangen‘“ (ebd.). Festzuhalten ist jedoch auch, dass dies bereits unternommen wird, und dass es vor allem notwen-

dig ist, dass sich die Forscher/innen selbst darüber im Klaren sind, welche vereinheitlichenden Tendenzen in der Interpretationsarbeit und im Forschungsprozess selbst immer wieder auftauchen, und dass man nicht außerhalb dieser steht – wie ich versucht habe, anhand der Beispiele darzulegen. Das Wissen darum reicht m.E. zur Vermeidung nicht aus, sondern ein kontinuierlicher Reflexionsprozess, eingebettet in den jeweiligen Forschungskontext, ist dafür notwendig. Denn nicht nur der moderne Subjektdiskurs wirkt vereinheitlichend, sondern auch andere Diskurse wie z.B. jene, die im Kontext von NS-Forschung als Bekenntnisdiskurs sowie Verdrängungs- und Verleugungsdiskurse (wie z.B. die Darstellung einer unpolitischen Hitlerverehrung) auftauchen, derer ich mir als Forscherin bewusst werden muss, um sie nicht in der Analyse – vor allem latent – selbst wieder zu reproduzieren. Gerade die Suche nach einer biographischen Sinnstruktur kann dazu verleiten, in der Interpretation vereinheitlichend zu analysieren und die jeweiligen biographischen Elemente linear miteinander zu verbinden, ohne auch die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass sie nicht verbindbar sind. Der Begriff der ‚Struktur‘ wäre dann auch falsch angewandt, denn er steht nicht für Linearität, Ursache-Wirkungszusammenhänge und auch nicht für Einheit, sondern sollte die Komplexität und Vielfalt erfassen, in denen Biographien sich ausbilden.

#### 2.4.1 *Mimesis: narratives Gestalten*

Um dieser Komplexität gerecht zu werden, scheint es mir auch von Bedeutung, eine Perspektive darauf zu entwickeln, wie bestimmte biographische Zusammenhänge hergestellt werden, wie das Netz von Erfahrungen sinnvoll zusammengesetzt wird, um das eigene Leben lebbar zu machen. Und: es bleibt – angesichts des modernen Subjektdiskurses – unumgänglich, sich eben genau mit der Herstellung einheitlicher Lebenszusammenhänge oder einer Identität auseinanderzusetzen, um sie im wissenschaftlichen Erkenntnisprozess nicht zu reproduzieren. Grundlegende Ansätze finden sich bereits in den Überlegungen der Biographietheorie und der Erzähltheorie (Rosenthal 1995; Alheit 1990; Schütze 1977; vgl. auch Kap. 4.). Bis jetzt in diesem Kontext nicht beachtet wurde der Beitrag Paul Ricœurs, der wohl eine der elaboriertesten Theorien<sup>28</sup> hinsichtlich des Umstandes entwickelte, dass Menschen in sich mit der Zeit verändernden gesellschaftlichen Zusammenhängen leben, in diesem Leben jedoch auch vor der ständigen Herausforderung stehen, einen Lebenszusammenhang herstellen zu

---

28 Zur Darstellung verschiedener Identitätstheorien vgl. Keupp u.a. 2006; Straub/Renn 2001. Theorien, die einen dynamischen, hybriden und fragmentierten Identitätsbegriff favorisieren vgl. z.B. Hall 1994a; Wodak et al. 1989.

müssen, sodass sich „das Denken in Richtung einer gewissen Mischung von Beständigkeits- und Veränderungsmerkmalen hin orientiert“ (Ricoeur 2005, 211). Seine zentrale Aussage lautet, dass im Laufe eines Identitätsprozesses Differenzen, Ambivalenzen und Widersprüche nicht harmonisiert oder eingeebnet werden, sondern das Subjekt diese durch Narrationen in einen lebhaften Zusammenhang zusammenführt, sodass Ricoeur von einer narrativen Identität spricht. Damit entwickelte er ein dynamisches, nicht statisches und Komplexität anerkennendes Konzept von identitärer Einheit und deren Herstellung.

Ricoeur geht in seiner Konzeption narrativer (personaler) Identität von zwei Bedeutungen des Begriffs aus, die in diesem Zusammenhang nur kurz umrissen sein sollen: Identität als Selbstheit (*ipse*, *selfhood*, Selbst) und Identität als Selbigkeit (*idem*, *sameness*, Gleichheit)<sup>29</sup>.

„Identisch, in diesem zweiten Sinne, bedeutet [...] äußerst ähnlich, gleichartig. Wie aber könnte das Selbst (Selbstheit) höchst ähnlich bleiben, wenn nicht irgendein unveränderlicher Kern in ihm sich der zeitlichen Veränderung entzöge? Nun widerspricht aber die gesamte menschliche Erfahrung dieser Unveränderlichkeit eines konstitutiven Elements der Person. Nichts in der inneren Erfahrung entgeht der Veränderung. Die Antinomie scheint zugleich unausweichlich und unlösbar. Insofern unausweichlich, als die Verwendung desselben Namens zur Bezeichnung einer Person, von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode, die Existenz eines solchen unwandelbaren Kerns zu implizieren scheint. Die Erfahrung der körperlichen und geistigen Veränderung widerspricht einer solchen Selbigkeit.“ (Ricoeur 2005, 210)

Um in einer sich ständig verändernden Umwelt mit sich selbst identisch zu sein bzw. dieselbe/derselbe bleiben zu können, konzipiert Ricoeur die Erzählung als ein Vermittlungsinstrument. Über sie ist es möglich, Brüche und Widersprüchlichkeiten in den gesellschaftlich geforderten (sinnvollen) Lebenszusammenhang zu integrieren, sodass die „Einheit eines menschlichen Lebens [...] in ihren Strukturen bzw. Organisationsprinzipien der Einheit einer erzählten und erzähl-

---

29 „Entsprechend dem lateinischen *idem* und *ipse* überlagern sich hier zwei unterschiedliche Bedeutungen: Gemäß der ersten Bedeutung, der im Sinne von *idem*, ist ‚identisch‘ gleichbedeutend mit ‚äußerst ähnlich‘, ‚gleichartig‘. Gleich bzw. Gleichheit impliziert eine wie auch immer geartete Form von Unveränderlichkeit in der Zeit. Das Gegenteil wäre ‚verschieden‘, ‚veränderlich‘. Gemäß der zweiten Bedeutung, der im Sinne von *ipse*, ist identisch mit dem Begriff der Ipseitität, der Selbstheit verknüpft. Jemand ist mit sich selbst identisch. Das Gegenteil wäre hier ‚anders‘, ‚fremd‘. Diese zweite Bedeutung impliziert an sich keinerlei Festlegung in Bezug auf Permanenz, die Beständigkeit, die Beharrlichkeit in der Zeit, wie Kant sagt. Das Problem besteht eher darin, die verschiedenartigen Verbindungsmöglichkeiten zwischen Permanenz und Veränderung zu erforschen, die mit der im Sinne der Selbstheit verstandenen Identität vereinbar sind.“ (Ricoeur 2005, 209) Zur detaillierteren Auseinandersetzung mit diesen beiden Subbegriffen und der Dialektik von Selbstheit und Selbigkeit vgl. Ricoeur 1996.

baren Geschichte“ (Meuter 1995, 245) entspricht. Narration<sup>30</sup> stellt einen „poietischen“ Umgang mit der Zeit dar, der sich darin äußert, dass „unterschiedliche, vielfältige und zerstreute Ereignisse“ zu einer „umfassenden, vollständigen Geschichte zusammengefaßt und integriert“ (Ricoeur 1988, 8) werden. Doch keineswegs bedeutet diese Integration, dass Differenzen, Ambivalenzen und Widersprüche harmonisiert werden, sondern sie ist als ein Vorgang zu verstehen, in dem ein Subjekt diese Momente über die Narration in einen lebberen Zusammenhang bringt. Dies bedeutet auch, dass in diesem Prozess Sinnzuschreibung erfolgt. Dieses prozesshafte, aktive und identitätsstiftende Gestalten nennt Ricoeur *mimesis*, die er als dreiphasigen Prozess (*mimesis*-I, *mimesis*-II und *mimesis*-III) beschreibt, in dem Identität über die Zeit hinweg ständig produziert, erneuert und transformiert wird, d.h. in dessen Ablauf narrative Identität konstruiert wird.

*Mimesis*-II ist der poietisch-schöpferische Prozess des expliziten Erzählens einer narrativen Geschichte. Die Zeitlichkeit, die diese Geschichte dabei entfaltet, hat zu allererst narrativen Sinn, denn nur hinsichtlich einer bestimmten Geschichte lassen sich Anfang, Mitte oder Ende charakterisieren. Auch in der Biographieforschung ist diese Gestalt einer Lebensgeschichte zentral. Welchen Anfang wählt die Biographin, wenn sie nach ihrer Lebens- und Familiengeschichte gefragt wird? Wo und in welcher Art und Weise endet sie und nicht zuletzt, welche Erzählungen liegen dazwischen und wie stehen all diese Erzählsequenzen in (eben nicht zufälliger) Verbindung zu einander? Anfang und Ende sind Vorstellungen, die nur Sinn in Bezug auf ein narratives Muster haben, und ihre Identitäten sind dementsprechend Konstruktionsleistungen. Die analytische Trennung von erzählter und erlebter Lebensgeschichte versucht diesem Aspekt methodisch zu begegnen, indem zwar davon ausgegangen wird, dass Erzählungen als ‚Als-ob-Handlung‘ zu verstehen sind, diese jedoch ‚überprüft‘ werden müssen. D.h. durch die getrennte Rekonstruktion von erlebter und erzählter Lebensgeschichte können mögliche Differenzen und vor allem gegenwärtige Reformulierungen von vergangenem Erlebten herausgearbeitet und der Funktion dieser Reformulierungen nachgegangen werden (vgl. Kap. 4.2.).

Ein entscheidender Aspekt der *mimesis*-II ist die Synthesis des Heterogenen. Heterogene Handlungen und Ereignisse werden dabei zu einer zeitlichen Einheit einer vollständigen und umfassenden Handlung organisiert, die auf einen Sinneffekt hinausläuft (vgl. Meuter 1995, 129). Das bedeutet auch, dass erst im narrativen Kontext ein Ereignis zu einem Ereignis wird, als ein Vorfall, der zu einer weiteren Erzählung führt. Indem der narrative Kontext gewählt wird, wird

---

30 Das Narrative umfasst nicht nur die Literatur und Geschichtsschreibung, sondern auch Alltagsgeschichten, also den gesamten lebensweltlichen Umgang mit der Zeit (vgl. Meuter 1995, 123f.).

gleichzeitig entschieden, was als erzählens- und erinnerungswürdiges Ereignis gilt. Diese Auswahl und Darstellung ist jedoch nicht nur als individueller Prozess zu sehen, sondern basiert auf gesellschaftlichen Strukturen, auch auf Diskursen und ist von sozialen Kontexten abhängig (Kraus 2001, 161). So aktualisiert gerade der wissenschaftliche Forschungskontext in seinen jeweiligen Gesprächsettings gesellschaftliche Erwartungen an das zu Erzählende bzw. gestaltet die Struktur der Geschichte mit. Der/die Erzählende muss sich in den jeweiligen Settings aber auch verstehbar machen oder verfolgt ein bestimmtes Interesse, das in einem anderen Kontext nicht dieselbe Relevanz besitzt.

Die Funktion einer Synthese des (zeitlich) Heterogenen liegt in der Reduktion von Komplexität, sie ist also eine Selektionsleistung der Subjekte. Gerade an lebensgeschichtlichen Narrationen zeigt sich diese Selektionsleistung, da das Erzählte durch Aussparungen charakterisiert ist.

„Minuten ebenso wie Jahre können, ohne den Handlungs- und Sinnzusammenhang zu gefährden, in der erzählerischen Wiedergabe wegfallen: die Paradoxie zwischen Leben und Erzählen besteht nicht zuletzt darin, dass Zeitaussparungen das negativ kennzeichnende Prinzip allen Erzählens sind. Sie kann stillschweigend oder mit ausdrücklicher Erwähnung vor sich gehen. Die Grundformel für das letztere ist ‚Einige Zeit später...‘.“ (Lämmert 1991, 83)

Dass diese Synthese nicht im luftleeren Raum stattfindet, zeigt sich an vielen Stellen von Ricœurs dreibändigen *Zeit und Erzählung* und *Das Selbst als ein Anderer*. Die Komposition einer Geschichte ist immer auch verhaftet mit der Vermittlung von traditionellen Erzählungen bzw. kulturellen Standards und von außergewöhnlichen Abweichungen. Eine neu komponierte Erzählung ist „Erbin mehrerer Erzähltraditionen“ (Ricœur 1988, 111) oder auch Mustererzählungen, weicht aber auch von diesen ab. Als solch eine Erzählung könnte der vergeschlechtlichte Opferdiskurs dienen, auch im Sinne einer Problemnarration, die jene Leitbilder und Schlussfolgerungen anbietet, anhand derer das individuelle (und auch kollektive) Handeln legitimiert werden kann, und mit der man sich identifizieren kann. Wieder an die Biographieforschung anknüpfend und die erlebte Lebensgeschichte dabei im Blick habend, ist es auf der gegenwärtigen erzählerischen Ebene möglich, auf veränderte und auch widerständige Weise zu „handeln“, wenn auch dies zum Zeitpunkt der Erlebens nicht möglich war. Ob dies ‚faktisch‘ wirklich so ist oder ob mir eine bestimmte Geschichte erzählt wird, die mit älteren Geschichten bricht (z.B. Opfergeschichten), ist empirisch schwerer zu eruieren und muss rekonstruiert werden, da meist keine frühere Vergleichserzählungen zur Verfügung stehen. Welche Funktion eine solche gegenwärtige Geschichte allerdings für die Erzählerin hat, ist durchaus zugänglich.

Was in dieser Phase immer wieder auftaucht, ist die Strukturierung durch die Auswahl von Ereignissen des narrativen Erzählens in Hinblick auf einen bestimmten Sinnhorizont. Den Sinnbegriff, auf den sich Ricœur bezieht, umreißt Meuter folgendermaßen:

„Vorfälle haben zwar eine Materialität, doch die Materialität der Vorfälle ist unwichtig, wichtig ist allein der Sinn der Ereignisse, wobei sich dieser Sinn nur durch und in Bezug auf den jeweiligen narrativen Kontext ergibt. Die narrative Operation transformiert mit anderen Worten die ‚irrationale Kontingenz‘ der Vorfälle in eine ‚geregelte, bedeutsame, intelligible Kontingenz‘ [...] der Ereignisse.“ (Meuter 1995, 3)

Die mimesis-II schließt an die mimesis-I an, die als Vorverständnis der Welt des Handelns<sup>31</sup> verstanden werden kann, und in der die mimesis-II wurzelt. Denn Narrativität ist nicht nur auf explizite Erzählungen beschränkt, „sondern ist ein basales Ordnungsprinzip, welches schon unser lebensweltliches Erleben und Handeln strukturiert.“ (ebd., 138f.) So ist z.B. eine explizite Erzählung an Symbolisches<sup>32</sup> anschlussfähig, also an Handlungen, die bereits symbolisch vermittelt sind. Symbolische Formen bezeichnen kulturelle Prozesse, in denen die Artikulation von Erfahrung erfolgt (vgl. ebd., 94). Sie sind als „Quasi-Text“ lesbar und liefern jene Bedeutungsregeln, „nach denen ein bestimmtes Verhalten interpretiert werden kann“ (Ricœur 1988, 96), und die im Sinne einer Norm gelten und damit auch mit moralischen Aspekten verknüpft sind. Wir sind also bereits im Erleben in Geschichte verstrickt und nicht erst im Erzählen – und somit auch in den modernen Subjektdiskurs. Hier könnte man ohne weiteres die jeweiligen Begrifflichkeiten austauschen und von Diskursen und Wissensbeständen sprechen, die soziale Wirklichkeit konstituieren und auf denen biographisches Handeln und Erleben basiert.

Über die dritte Phase der mimetischen Tätigkeit, die mimesis-III,

„tritt die narrative Konfiguration der mimesis-II wieder in die Lebenswelt des erlebenden handelnden Rezipienten ein und kann die narrativ oder prä narrativ angelegte Tendenzen dieser Lebenswelt fortführen und stabilisieren, aber auch variieren. Eine solchermaßen neu und anders refigurierte mimesis-I stellt dann wiederum die anschlussfähige Grundlage der nächsten expliziten Konfiguration dar.“ (Meuter 1995, 168)

---

31 Meuter zeichnet in diesem Zusammenhang die Diskussion um die Frage nach der Existenz von Prä narrativität (bzw. unerzählten Geschichten) nach (vgl. 1995, 158-166). Wie weit prä narrative Strukturen über die Analyse latenter Bedeutungsstrukturen methodisch erfassbar sind, wäre eine weiter zu denkende Frage.

32 Ricœur nennt noch zeitliche und strukturelle Aspekte der Anschlussfähigkeit, auf die ich hier jedoch nicht näher eingehen werde. Siehe dazu 1988, 90-104.



Damit ist gemeint, dass ein narrativer Text zu keinem Zeitpunkt vollständig durch sich selbst strukturiert ist, sondern offen und unabgeschlossen bleibt. Erst durch die Lektüre gelangt der Text zur Identität eines poetischen Werks im eigentlichen Sinn. Die Leser/innen müssen den Text weiter strukturieren, denn „jeder Text weist einen ‚Mangel an Bestimmtheit‘ auf, der jedoch zugleich einen ‚Überschuß an Sinn‘ produziert“ (ebd., 167). Das soziale Umfeld, der/die Lesende, muss den Text sinnvoll verstehen, ihn akzeptieren und ihm damit Identität zuweisen. Das Moment der Vereinheitlichung spielt dabei eine maßgebliche Rolle, um sich verständlich zu machen, aber auch Erzählpflichten können ihre Wirkung entfalten. Und: In der Interaktion zwischen Erzählerin und ZuhörerIn wirken jene bereits erwähnten Diskurse, die die Strukturen dieser Sinnzuweisung als wahr, plausibel usw. regeln.

Ein mimetischer Prozess kann zusammenfassend folgendermaßen beschrieben werden:

„Explizite Geschichten (mimesis-II) nehmen die Inhalte, aber auch die Strukturierungen unseres lebensweltlichen Handelns (mimesis-I) auf. Dadurch wird das Aufgenommene oft erst in seiner Identität erfasst und stabilisiert, aber zugleich auch auf vielfältige Weise ergänzt und verändert. Diese neuen Identitäten und Strukturen werden dann wieder in die Lebenswelt entlassen (mimesis-II), um ihrerseits wiederum zum möglichen Thema einer weiteren expliziten poetischen Gestaltung zu werden.“ (ebd., 170)

Aus dieser Perspektive erweist sich Narrativität als ein lebensweltliches Organisationsprinzip sinnhafter Ordnungen (Handeln und Erleben) und somit als Produktionsform von Identitäten. Das Besondere des Ricœurschen Konzepts ist, dass „die Person als Erzählfigur ihre Identität von der Identität des Handlungsplots her bezieht“ (Wodak et al. 1998, 56), in dem (vergangene) erlebte Erlebnisse narrativ arrangiert werden und dadurch ihre Identität erhalten. Aus diskurstheoretischer Perspektive kann Narration als von Diskursen durchdrungen begriffen werden, aber auch als ein diskursstrukturierendes Regelsystem. Individuelle und kollektive Akteur/innen machen in der sozialen Praxis Gebrauch von narrativen Schemata „und verleihen dadurch ihren Weltdeutungen und ihren sozialen Praktiken Kohärenz, Bedeutung und qua Wiederholung eine gewisse Regelmäßigkeit“ (Viehöver 2001, 178). Narrative Schemata sind somit zum Set (kollektiver) kommunikativer Praktiken zu rechnen, aufgrund derer Bedeutung konstruiert wird. Durch sie konstituieren Individuen ihre soziale Identität und, biographietheoretisch gesprochen, ihre Selbstpräsentationen, in denen der biographische Verlauf seinen Ausdruck findet.

Das Mimesis-Modell zeigt, dass die Produktion sinnhafter Einheiten immer auch in den jeweiligen sozialen Kontext eingebunden ist. Zum einen schließen

sie an die schon lebensweltlich ausgebildeten Strukturen an, zum anderen gelingt die Einheit einer Erzählung nur abhängig von der spezifisch-kulturellen Situation, indem ich als Leserin diese Einheit akzeptiere und rezipiere (Kraus 2001, 164). D.h. auch, dass bestimmte kollektiv objektivierbare Wissensbestände vorhanden sein müssen, damit die Produktion und Konstruktion von Identitäten angenommen und als solche erkannt werden. Verweisend auf den Beginn dieses Kapitels, ist dieser Ansatz mit den wissenssoziologischen Überlegungen verknüpfbar wie auch mit der biographischen Methode. Denn auf die Frage nach dem Leben, die die Frage nach dem „Wer“ impliziert, muss mit der Geschichte des eigenen Lebens geantwortet werden, sodass eine personale Identität kreiert wird, die als narrative Identität bezeichnet werden kann. Dies gilt nicht nur für ein Individuum, sondern auch für eine Gemeinschaft: „Individuum und Gemeinschaft konstituieren sich in ihrer Identität dadurch, dass sie bestimmte Erzählungen rezipieren, die dann für beide zu ihrer tatsächlichen Geschichte werden.“ (Ricoeur 1991, 397)

Durch ein narratives Erklärungsmuster personaler Identität wird es möglich, die Produktion (sinnhafter) einheitlicher Lebenszusammenhänge bzw. Identitäten nicht als geschlossen und unveränderlich, sondern als instabil und von Brüchen gekennzeichnet zu konzipieren. Denn Geschichten gelingt es,

„auch längere und langfristige Zeiträume auf einen einheitlichen Sinneffekt hin zu integrieren und dabei zugleich immer wieder neue und sehr heterogene Faktoren, Ereignisse [...] aufzunehmen, so dass die Identität, die sie produzieren, im Hinblick auf die Vielfältigkeit und Heterogenität eines Lebenslaufes hinreichend variabel und dynamisch ist.“ (Meuter 1995, 248)

In diesem Sinne wird die Einheit des Lebens als etwas aufgefasst, das immer wieder neu produziert, aufrechterhalten und variiert werden muss, um das Veränderliche in eine sinnvolle Einheit zu integrieren. Die Einheit des Lebens wird, wie Ricoeur schreibt, „unaufhörlich refiguriert durch all die wahren und fiktiven Geschichten, die ein Subjekt über sich selbst erzählt“ (1991, 396). Das heißt, dass ein Subjekt es nur schafft identisch zu sein, wenn es sich entsprechend der Veränderung der Sozialwelt, hegemonialer Diskurse, Beziehungen usw. verändert, und dies wiederum kann nur gelingen, wenn die eigene Identität immer wieder neu erzählt und komponiert wird. Dieser Vorgang bezieht sich sowohl auf das Erleben und die unmittelbare Verarbeitung wie auf das biographische Erzählen selbst. Eine gelingende Identität ist nicht nur dadurch definiert, dass man all dasjenige, was sie bisher war, absichert und stabilisiert, sondern auch dahingehend, „ob und wie es uns gelingt, das Erreichte im Ausblick auf ein neues Selbstverständnis hin zu überschreiten“ (Meuter 1995, 267). Dafür benötigt es variable Selbsttechniken, die es einzelnen ermöglicht, an sich zu arbeiten,

sich in Bezug zu sich selbst zu setzen, oftmals verbunden mit moralischen Dimensionen und eingebettet in eine konkrete Gesellschaft und deren Traditionen. Selbsttechniken ermöglichen es, sich selbst zu transformieren, wenn auch nicht unbedingt freiwillig (vgl. Sieder 1999, 242), sondern die Einzelnen werden von den gesellschaftlichen Verhältnissen und diskursiven Subjektpositionierungen dazu herausgefordert, ja gezwungen werden, sich permanent zu verändern:

„Identität ist kein ‚Werk‘, das irgendwann fertig ist, sondern besteht aus einem ständigen Prozess des Erzählens und Umerzählens. Der geschieht nicht in der Aufdeckung einer Lebensgeschichte, sondern in ihrer Konstruktion, unter Benutzung und Ausblendung von gelebtem Leben, im Arrangement und Rearrangement von Lebensfakten und mit dem Ziel der zukunftsbezogenen Anschlussfähigkeit.“ (Kraus 2001, 164)

## 2.5 Diskursive Praxis und Biographieforschung

In diesem ständigen Herstellungsprozess einheitlicher Lebenszusammenhänge stellt die Biographie eine zentrale diskursive Praxis dar, die von der Biographieforschung immer wieder gefordert wird. Sowohl im Erzählen, sowie in der Sinnzuschreibung von Erlebnissen und biographischen Handlungen wie auch im wissenschaftlichen Erkenntnisprozess wirkt der moderne Subjektdiskurs, der auf aktive und kreative Weise aktualisiert wird.

Die biographische Erzählung ermöglicht den Zugang zu Mustern „der individuellen Strukturierung und Verarbeitung von Erlebnissen in sozialen Kontexten“, ohne den Blick auf gesellschaftliche Regeln, Diskurse und Bedingungen zu verlieren (Völter et al. 2005, 7). Dabei beeinflussen Diskurse biographische Erzählungen, aber diese können auch über sie hinaus weisen (Tuider 2007, Abs. 25). Diskurse stellen biographische Matrizen dar und geben wie auch andere gesellschaftliche, institutionelle oder familiäre Regeln vor, was in den jeweiligen Kontexten angesprochen darf und was nicht, bzw. wie über etwas geredet werden darf:

„Die Art und Weise des Rückblicks auf die Vergangenheit und die Art und Weise des Sprechens über die in der Vergangenheit erlebten Situationen konstituiert sich also über die meist hinter dem Rücken der Akteure wirksamen, sowohl in der Vergangenheit internalisierten als auch in der Gegenwart geltenden Regeln. So lässt sich z.B. bei in der Vergangenheit geltenden Schweigegebot zu bestimmten lebensgeschichtlichen Erfahrungen immer wieder beobachten, wie schwer es fällt, diese Gebote selbst in einer Gegenwart aufzuheben, in der das Sprechen darüber sozial erwartet wird.“ (Rosenthal 2005, 51)

Doch ist dies nicht nur auf die biographische Erzählung als Darstellungsform bezogen, sondern auch darauf, dass die Regeln, die diskursiv vermittelt werden, wie etwa die des Sprechens über etwas, bereits in der damals erlebten Situationen verinnerlicht werden können und auf diese Weise das Erleben konstituieren. Diskurse strukturieren Erfahrung und sie stellen eine Möglichkeit dar, eine Beziehung zu sich selbst und der Welt aufrechtzuerhalten. Dient der nationale und vergeschlechtlichte Opferdiskurs als Grundlage für Bearbeitungs- und Handlungsstrategien, um mit einer problematischen Geschichte umzugehen, wie das als These meiner Fragestellung zugrunde liegt, dann wirkt er im Heute als Regel für das Sprechen über die Vergangenheit, aber auch konstitutiv für die erlebte Situation. Die diskursanalytische Perspektive auf Biographie als diskursive Praxis fordert allerdings auch dazu auf, die während des Erzählens und des Erlebens wirkenden Machtverhältnisse und jene Selbsttechniken zu beachten, die herangezogen werden, um den Anforderungen gerecht zu werden. Zentral dabei ist die Anforderung der Vereinheitlichung des Erlebens, in die auch die Biographieforschung verstrickt ist und die es gilt reflexiv zu rekonstruieren. Dies bedeutet auch, das Augenmerk verstärkt auf die Herstellung dieser Einheiten zu richten, wie es bereits in der biographischen Methode angelegt ist (vgl. Kap. 4.2).

Ob Diskurse aufgenommen und in welcher Art und Weise sie auch im Alltagshandeln realisiert werden, bleibt jedoch primär eine empirische Frage, vor allem auch die Frage nach den Bedingungen solch einer Aufnahme (vgl. Bührmann/Schneider 2008, 71; Schäfer/Völter 2005, 179). Diese empirisch zu überprüfende Aneignung ist dabei nicht als ausschließlich bewusste Aneignung zu verstehen. Und Aneignung bedeutet auch nicht, dass der Diskurs eins zu eins übernommen und reproduziert wird, sondern auf unterschiedliche Art und Weise angeeignet werden kann: als Zurückweisung, als Aneignung verbunden mit Transformationen, als Anpassung oder auch in widerständiger Form. Biograph/innen müssen sich auch nicht auf einen einzigen Diskurs berufen, sondern es besteht die prinzipielle Möglichkeit und ‚Freiheit‘, mehrere diskursive Angebote miteinander zu verbinden und sich dahingehend im sozialen Handeln daran zu orientierten bzw. darüber auszubilden. Dies ist eher der Fall, da auch Diskurse intersektionell miteinander verschränkt sind und unterschiedliche Subjektpositionen eröffnen, die zwar stabilisiert sind und stabilisierend wirken, jedoch keineswegs als starr zu begreifen sind – oftmals stehen sie auch in Widerspruch zueinander oder konkurrieren miteinander.<sup>33</sup> Die biographische Analyse muss sich dabei in der ‚Verpflichtung‘ sehen, diese stabilisierenden und Brüche nivellierenden diskursiven Strukturen zu erfassen und sich bestimmten Festschrei-

---

33 In diesem Zusammenhang wäre eine es über die vorliegende Arbeit hinaus führende relevante und interessante Frage, welche Grenzen es in der empirischen Analyse gibt, diese ineinander greifenden, konkurrierenden Diskurse in Biographien zu erfassen.

bungen auf Subjektpositionen oder identitären Fixierungen verwehren. Auch die Wissenssoziologische Diskursanalyse betont die Notwendigkeit, eine im Vorfeld vollzogene Vermischung von diskursiven Wissensbeständen und konkreten Alltagspraktiken zu vermeiden:

„Die Wissenssoziologische Diskursanalyse zielt dann nicht auf die (sozial-) phänomenologische Rekonstruktion typisierbarer Bewusstseinsleistungen, sondern auf die Analyse und Erklärung der diskursiven Konstruktion gesellschaftlicher Wissensbestände einschließlich derjenigen Elemente, die sich auf Sprecherpositionen, Selbsttechnologien und Subjektpositionen im Sinne diskursiv adressierter Subjekte richtet. Sie verwechselt jedoch nicht vorschnell die diskursiv vorgestellten Subjektpositionen mit den tatsächlichen Deutungs- und Handlungspraktiken der Akteure des Alltags. Soziale Akteure sind Adressaten von Wissensbeständen und darin eingelassenen Wertungen, aber *auch nach Maßgabe der soziohistorischen und situativen Bedingungen* selbstreflexive Subjekte, die in ihrer alltäglichen Be-Deutungsleistung soziale Wissensbestände als Regelbestände mehr oder weniger eigen-sinnig interpretieren.“ (Keller 2005, 216f., Kursiv i. O.)

Auf eine Verbindung von Biographieforschung und Diskursanalyse umgelegt, bedeutet dies, genau zu unterscheiden, auf welche Ebene der analytische Blick gerade fällt. Die diskursive Strukturierung biographischer Erzählung darf dabei, worauf auch die Diskussion der Problematik einer Homologie<sup>34</sup> zwischen Erzähltem und Erlebtem hinweist, nicht mit dem ebenfalls diskursiv strukturierten Erlebten gleichgesetzt werden. Die Differenzen müssen anerkannt werden. So ist es etwa denkbar, dass der vergeschlechtlichte Opferdiskurs als Reformulierungsstrategie in der Gegenwart herangezogen wird, allerdings Opferkonstruktionen nicht das Erleben konstituieren, im Gegenteil, diese möglicherweise auch abgewehrt und vermieden werden und dementsprechend biographisch gehandelt wird und wurde. Die biographische Erzählung als diskursive Praxis ist diskursiven Regeln unterworfen bzw. gestaltet sich in diesen. Diese Regeln müssen allerdings nicht jenen diskursiven Strukturen entsprechen, die dem Erleben zugrunde liegen. Und: es gibt ein Erleben, das verhindert, dass bestimmte Diskurse aufgenommen werden.

---

34 Zur Diskussion um die Homologie bzw. Differenz von Erzähltem und Erlebtem siehe Kap. 3.2.1.

Heroisierte Opfer

Bearbeitungs- und Handlungsstrukturen von  
„Trümmerfrauen“ in Wien

Pohn-Weidinger, M.

2014, X, 400 S. 4 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-04219-6